B. Sandb.
549 (10

Großes Instrumental- und Vokal-Concert.

Eine musikalische Anthologie.

Herausgegeben von

Ernst Ortlepp.

Zehntes Bändchen.

Stuttgart, 1841.
Franz Heinrich Köhler.

B. Sandb. 549 (10

Bayerische
Staatsbibliothek
München

G 76/1330

Bibliothek

des

Frohsinns.

Neue Folge.

IIIte Section.

Instrumental- und Vokal-Concert.

Zweites Bändchen.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1841.

Digitized by Google

Großes

Instrumental-

und

Vokal-Concert.

Eine musikalische Anthologie.

Herausgegeben

von

Ernst Ortlepp.

Zehntes Bändchen.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1841.

Franz Schubert.

Franz Schubert wurde am 31. Januar 1797 in einer Vorstadt Wiens geboren, wo sein Vater als Schulmeister lebte. In einem Alter von sieben Jahren ertheilte ihm Michael Holzer, Kantor in der Pfarrkirche der nächstgelegenen Vorstadt, den ersten Unterricht in der Musik und verschaffte ihm, als er die glücklichen Anlagen des Kindes entdeckt, Aufnahme in die kaiserliche Pensionsanstalt. Schubert war damals (1808) eilf Jahre alt, und erhielt gleich den Titel eines Hofsängers. Darauf wurde er Solosänger der kaiserlichen Kapelle, und empfing Unterricht im Piano und auf der Violine. Seine Fortschritte waren so reißend, daß er bei den Orchesterübungen, wo er die erste Violine spielte, die Leitung in Abwesenheit des Direktors übernahm.

Der kaiserliche Hoforganist Ruzicka ertheilte ihm tüchtige Lehrstunden im Generalbaß und später unterrichtete ihn der kaiserliche Kapellmeister, der berühmte Salieri, in der Composition. Endlich verdankte er, wie er selbst zugesteht, die Vollendung seiner musikalischen Erziehung den schönsten und bewundertsten Meisterwerken eines Mozart, eines Haydn, eines Beethoven. Niemals jedoch gab er eigenes strenges Selbststudium auf,

und noch in den letzten Monaten seines Lebens verwendete er angestrengten Fleiß auf den Contrapunkt unter der Leitung seines Freundes, des Hoforganisten Simon S . . . . . Nachdem er fünf Jahre in der kaiserlichen Pension zugebracht hatte, veränderte sich seine Stimme, und weil sein Beruf für musikalische Wissenschaft immer bemerkbarer hervortrat, so verließ er im Jahr 1813 diese Vorbereitungsschule und widmete sich gänzlich der Composition. Von dieser Zeit an lebte er im väterlichen Hause und später allein, indem er sich seinen Unterhalt durch ertheilte Stunden und verkaufte Werke erwarb. Mit Ausnahme einiger Ausflüge nach Ungarn, Steyermark und Oberöstreich, blieb er fortwährend in Wien, theils in der Stadt selbst, theils auf dem Lande, wo seinem fruchtbaren Genie die schönsten Eingebungen zuflossen. Sein Leben bietet kein nur einigermaßen wichtiges Ereigniß dar, daher er sich folglich seiner Kunst mit voller ruhiger Muße widmen konnte. Unglücklicher Weise und viel zu früh wurden seine Arbeiten für immer unterbrochen, denn eine Entzündungskrankheit entriß ihn der Welt am 19. November 1828 in einem Alter von zweiunddreißig Jahren.

Sein Tod wurde nicht nur von seinen Freunden, sondern auch von Allen, die sich in Deutschland für Kunst interessiren, höchst schmerzlich empfunden. Eine große Anzahl Künstler und Kunstverehrer begleiteten ihn zur letzten Ruhestätte; mehre feierliche Todtenmessen wurden ihm zu Ehren in Wien und einigen andern großen Städten gehalten. Seine Laufbahn, obgleich von kurzer Dauer, war nichts desto weniger reich an ausgezeichneten Werken.

Schubert sah sich mit einer so gewaltig-schöpferischen

Macht ausgestattet, daß er mit unbegreiflicher Geschwindigkeit die gediegensten Compositionen niederzuschreiben vermochte. Schon als Kind schrieb er viele Quatuor's, mehre Symphonieen und andere Schöpfungen; sein größtes Vergnügen bestand aber darin, kleinere Sachen von den berühmtesten Dichtern in Musik zu setzen und Balladen zu componiren, und es gelang ihm, fast alle seine Vorgänger in dieser Gattung zu übertreffen. In seinen Melodieen treten uns hauptsächlich folgende Eigenschaften in großer Vollkommenheit entgegen: zuvörderst große Originalität, ferner tief poetisches Gefühl, überraschende Wahrheit im Ausdruck, neuer Rhythmus, zarte Auffassung der Anspielungen des Dichters, feurige Einbildungskraft, obwohl gemäßigt durch eine gewisse Hinneigung zur Melancholie und durch eine Art von religiöser Salbung, anmuthige und einfache Wendungen, zierliche Nachlässigkeit der Modulation und unerschöpfliche Neuheit des Accompagnements. Der Charakter von Schuberts Musik ist überhaupt heftig, aufgeregt, sein Styl warm, farbig, voller Bewegung. Es ist ein feuriges Gemüth, das sein Glück in den ihn umgebenden Objekten sucht, nie aber von diesem gesättigt, wendet es sich von selbst dem Himmel zu. Es bewegt sich zwar im Endlichen, das Unendliche aber strahlt überall durch.

Schubert hat mehr als dreihundert Balladen in Musik gesetzt, und eine große Menge von Walzern, Märschen, Liedern mit Variationen, Sonaten, Phantasieen, Rondo's, Ouverturen, Trio's und andere zwei- und vierhändige Piéçen für das Fortepiano mit oder ohne Accompagnement verfertigt; ferner vierstimmige Sachen, Psalmen, Chöre, Cantaten, unter welchen Prometheus vorzüglich erwähnt werden muß, viele Qua-

tuor's, ein Ottett und drei große Symphonieen. Für Kirchenmusik schrieb er mehre Messen, unter diesen drei große, mehrere Offertorien, Graduale und zwei Stabat. Auffallend ist die Menge seiner Opern und Singspiele, deren Verzeichniß hier folgt:

1. Der Spiegelritter.
2. Das Teufelslustschloß. Diese beiden kleinen Opern sind von Kotzebue.
3. Claudine von Villa-Bella, in drei Akten von Goethe.
4. Die Freunde von Salamanca, in zwei Akten von Meyerhofer.
5. Don Fernand, ein Akt.
6. Der vierjährige Posten, Singspiel in einem Akte von Körner.
7. Die Zwillinge, zum ersten Male aufgeführt auf dem Hoftheater am 14. Juni 1820.
8. Die Zauberharfe, Melodram mit Chören und Gesängen, drei Akte, Wien 19. August 1820.
9. Alphons und Estrella, große heroisch-romantische Oper, drei Akte, componirt 1822.
10. Rosamunde, Drama mit Chören, drei Akte, aufgeführt am 20. December 1823.
11. Die Verschworenen, komische Oper in einem Akte von Castelli (1824).
12. Fierabras, große Oper in drei Akten (1824).

Außer diesen hinterließ er noch unvollendet die Bürgschaft, Adrast von Meyerhofer, Sakontala von Naumann.

Ferner componirte er zwei Nummern zum Glöckchen von Herold, das auf dem Hoftheater aufgeführt

wurde. Unter allen seinen lyrischen Werken betrachtete Schubert Alphons und Estrella und Fierabras als die gelungensten und für die Aufführung geeignetsten. Erschien die Mehrzahl von ihnen gleichwohl nicht auf der Bühne, so muß dieß Meistergeschick dem hervorstechenden Talente des Componisten zugeschrieben werden, der auf der einen Seite den Neid und die Eifersucht der Künstler erregt, und auf der andern von der Masse des großen Publikums nicht verstanden wurde.

Schubert besaß einen ruhigen, aufrichtigen und rechtschaffenen Charakter. Für seine Kunst begeistert, hörte er doch nie auf, zärtlicher Sohn, treuer Freund und erkenntlicher Schüler zu bleiben. Er liebte heitere, lustige, freimüthige Gesellschaft und gern unterhielt er sich bei einem Glase Bier mit den Freunden über Musik, Poesie und Kunst. Dann wurde er warm und es genügte, ein Gedicht ein einziges Mal zu überlesen, um eine Musik dazu zu improvisiren und wundervolle Melodieen zu componiren. Einige wollen behaupten, die Gewöhnung an starke geistige Getränke dürfte vielleicht nicht ganz unschuldig an seinem Tode gewesen seyn. Mit kindlicher Naivetät verband er eine große Vorliebe zu einsamen Stunden, dann floh er auf das Land um seinen schwermüthigen Träumereien nachzuhängen, und kehrte lustig und guter Dinge wieder heim. Besaß er Geld, so eilte er, es los zu werden, schenkte es entweder den Armen, oder verthat es in heiterer Gesellschaft seiner Freunde.

Seines Talentes sich wohl bewußt und von einigen Enthusiasten über Gebühr gelobt und gepriesen, wurde er doch nie stolz oder eitel, und war so wenig begierig auf Lob, daß er sich häufig versteckte, wenn ein neues

Werk von ihm erschien. Traf es sich, daß er mit andern Künstlern ein und denselben Gegenstand bearbeitete, so war er gewiß der Letzte, der seine Arbeit zum Vorschein brachte. Einige seiner Freunde, gerührt von seiner Uneigennützigkeit und seiner Gleichgültigkeit gegen sich selbst, kamen auf den Gedanken, ohne seine Theilnahme, aber zu seinem Vortheile, zwölf von seinen Werken herauszugeben; Schubert, der dieß erfuhr, gab zuletzt seine Einwilligung, und von dieser Zeit an, nahm der Ruf seiner Schöpfungen dermaßen zu, daß vom Februar 1821 bis gegen Ende 1828, wo er starb, hundert seiner Compositionen bei verschiedenen Herausgebern erschienen. Bescheiden und zurückhaltend, wenn die Rede von seinen eigenen Werken war, urtheilte er auch mit größter Unpartheilichkeit über die Werke Anderer. Der classischen Musik der großen alten und neuen Meister zollte er stets die tiefste Verehrung, und ließ namentlich Rossini's Talente volles Recht angedeihen.

Schubert war Mitglied der großen Musikgesellschaft der östreichischen Staaten; die Musikgesellschaften von Grätz und Insbruck nahmen ihn zum Ehrenmitgliede auf. Solche Auszeichnungen schmeichelten ihm sehr; seine Antwort bestand in der Composition mehrer bedeutender Werke für diese Gesellschaften. Unter den Männern, die sehr frühzeitig sein Talent erkannten und aufmunterten, muß vor Allen der Hofsänger Vogl genannt werden, der durch die Art des Vortrags von Schuberts Melodieen ebensowohl zu ihrer günstigen Aufnahme beitrug, als diesen auch ermuthigte, noch mehre zu schreiben. Der Beifall Salieri's und seines Freundes Anselm Hut.en-Brenner regten ihn noch mehr an und ließen ihn muthig die Hindernisse übersteigen, die sich im Anfange seiner

Laufbahn vor ihm aufthürmten. Lobende Anerkenntniſſe mancher anderer hochgeſtellter Perſonen belohnten reichlich ſeine Anſtrengungen, und unter dieſen erwähne ich nur den berühmten Jean-Paul, der Schuberts ſtets mit großer Bewunderung gedachte. Als der Dichter des Augenlichts beraubt worden war, gewährten ihm Schuberts Balladen großen Troſt, und als der Tod endlich bei ihm anklopfte, wollte er nochmals ſeine Lieblingsballade hören. Solche rühmliche Anerkennung mußte begreiflicherweiſe den Künſtler gegen manche auf ihn gerichtete kleine Angriffe ziemlich gleichgültig machen.

Oft hat man von dem eigenthümlichen Talente Schuberts geſprochen, durch welches es ihm möglich wurde, ſich mit der größten Leichtigkeit in fremde Formen hineinzudenken. Er hatte zwei Sachen für Herold's Glöckchen geſchrieben, und eine Arie zu einer Auberſchen Oper; bei der Aufführung vermochten die deutſchen Künſtler nicht zu erkennen, was dem franzöſiſchen Muſiker angehöre, und was ihr Landsmann eingelegt habe. Seine Meſſen werden in Hinſicht auf religiöſes Gefühl und tiefe Andacht von Kennern über die Meſſen Cherubini's geſtellt, und ohne ſie gehört zu haben, darf man dieſer Anſicht beitreten, wenn man nur eine allgemeine Ueberſicht von Schuberts Muſik ſich zu eigen gemacht hat. Aus der gleichen Urſache muß man ſehr bedauern, daß ſeine dramatiſchen Werke ſo ſehr vernachläſſigt werden, denn Schubert, begabt mit ſo viel Melodie und mit ſo ergreifendem Ausdruck, muß nothwendig auch Meiſterſtücke für die Bühne geliefert haben. Hoffen wir, daß auch dieſer Theil ſeiner Werke einer glänzenden Wiederbelebung entgegengehe; vor Allem aber vergeſſen wir nicht, daß er, ungeachtet ſeines milden und ſanften

Charakters, dennoch für eine Menge Künstler ein Gegenstand großen Neides war. Einer beneidete seine Fülle von Melodie, ein Anderer seinen Ausdruck, ein Dritter seine neuen originellen harmonischen Combinationen; Alle gestanden ihm nur eine gewisse Gewandtheit zu. Im Augenblicke seines Todes wurde er erst als großer Künstler anerkannt, Jeder wollte seine Schöpfungen haben, und die Verleger rissen sich um seine Manuscripte.

So war Schubert. — Mit allen Sacramenten der Kirche versehen, starb er in christlicher Ergebung. Kurz war zwar nur sein Leben, aber wohl angewendet, und lange wird sein Name von der Zukunft genannt werden. Seine sterbliche Hülle ruht neben Beethoven, in welchem er das höchste Ideal musikalischer Kunst verehrte.

Anekdote.

Der berühmte Tonkünstler Karl Fr. Abel ging einst in London mit dem Lord Kelly spazieren. Beide kamen vor einer Taberne vorbei, wo eben ein Concert von Abel gespielt wurde. Ich möchte wohl wissen, wer dieser beherzte Tabernenvirtuose ist, sagte der Lord. „Wer wird es anders sein" versetzte Abel, „als der verfluchte Kain."

Digitized by Google

Aus Goethe's und Zelter's Briefwechsel.

(Fortsetzung)

Zelter an Goethe.

(Aus Wien.)

Donnerstag den 29. July. Mit dem alten Salieri habe ich vorgestern den angenehmsten Spaziergang nach Schönbrunn und von dort zurück gemacht. Dieser alte Geselle sitzt noch so voll von Musik und Melodie daß er in Melodieen spricht und gleichsam nur so verstanden wird. Es ist mir das größte Vergnügen diesem ächten Naturelle nachzuschleichen und ihn immer wahr zu finden, wie er ewig vergnügt ist. Auf diese Betrachtung komme ich eben zurück, da ich mir die Partitur des neuen Requiem von Cherubini habe bringen lassen. Eine Musik die bei jetziger verschrobener Zeit überall gefallen muß und gefällt, eben weil kein wahres Wort und doch Alles allerliebst ausgedacht und hervorgebracht ist, denn von einer requies aeterna ist auch kein Gefühl anzutreffen. Der Componist ist nur bedacht gewesen, im Gedicht die Stellen aufzusuchen, wo er poltern kann: dies irae — mors stupebit — rex tremendae majestatis — flammis acribus, und die Zwischenzeiten mit gemäßigter Unruhe auszufüllen; kurz die Nebensache ist hier die Hauptsache und das Ganze erscheint, als wenn einer

beſtändig und leidenſchaftlich „Nein“ ſagte, und dazu mit dem Kopfe nickte. Eben ſo lügenhaft und verwirrend iſt eine Recenſion dieſes Werks, welche vor mir liegt: der Componiſt iſt bis in den Himmel erhoben und wieder herabgeſetzt als einer, der mit Mozart habe in die Schranken treten und mit ihm wetteifern wollen, da es doch Mozart beſſer gemacht habe; als wenn nun nach Mozart Niemand mehr componiren, ſterben oder Ruhe finden dürfe! Auf dieſe Anſicht ſind alle neuſte Lehrbücher gebaut und die alten geradehin verworfen, und das iſt die jetzige Geſtalt der Kunſt.

Nun iſt es rührend, den guten Salieri dabei zu beobachten, der dieſen Zuſtand ohne den geringſten Schmerz verehrt und für einen Fortſchritt in der Kunſt anſieht, der eben ſo nöthig und für ihn unerreichbar iſt. Dabei ſchreibt er nach ſeiner gewohnten Art immer fort unwiſſend ironiſch und humoriſtiſch, und ſpinnt ſich ein wie ein Seidenwurm. Er hatte ſich ein Requiem gemacht, wovon er mit Genuß ſpricht, weil er ſeiner anno 1807 verſtorbenen Frau bald nachzufolgen glaubte; da dieß aber noch nicht geſchehen iſt, ſo hat er ſich nun ein viel kürzeres componirt, und meint: das ſey gut genug für ihn. Ich habe eine Meſſe und ein Offertorium von ihm vom Jahre 1766 mit ſeiner Erlaubniß copirt, welches den allerbeſten Werken des ſiebenzehnten Jahrhunderts dieſer Art in Italien nicht nachſteht. Es iſt fromm, klar, rein und erhebend und nach den praktiſchen Forderungen der Kunſt und der Kirche gemacht. Du hätteſt ſeine kindliche Freude ſehen ſollen, als ich ihm beim erſten Anblicke dieſer Stücke darüber etwas Begreifliches zu ſagen wußte, indem er die Sache aus der Tradition weiß, und ich ſie durch Beobachtung und Studium habe

erſt erwerben und ſie mir zuletzt klar machen müſſen; denn die Lehre von den Kirchentonarten iſt mit der Kirche ſelbſt verſchollen.

Beethoven, den ich gern noch einmal in dieſem Leben geſehen hätte, wohnt auf dem Lande und Niemand weiß mir zu ſagen: wo. Ich war Willens ihm zu ſchreiben; man ſagt mir aber er ſey faſt unzugänglich, weil er faſt ganz ohne Gehör ſey. Vielleicht iſt es beſſer, wir bleiben, wie wir waren, da es mich verdrießlich machen könnte, ihn verdrießlich zu finden.

Unter hieſigen Virtuoſen auf dem Fortepiano zeichnet ſich eine Madame Cibbini (Tochter Kozeluchs) aus. Das Spiel an ſich ſelbſt für Etwas genommen, gehört ſie zu denen, die ſich hören laſſen. Was man hier Ausdruck nennt ſind mir böhmiſche Dörfer, da mir der Eindruck abgeht, und ich höre immer lieber raſch, rein, richtig, deutlich, rund und klar ſpielen, als das ewige Drücken, Picken und Nicken als den Ausdruck von Nichts zu Nichts, den ſie Gefühl nennen. Dieſe ewigen Sonaten (grandes Sonates) die zwiſchen Himmel und Erde, zwiſchen Contra C und viermal geſtrichnem a, ſchweben und zappeln wie der Dieb am Galgen, machen mir ſchlechten Humor, weil man doch am Ende immer bravo! rufen ſoll, und Gott dankt wenn's überſtanden iſt.

Beethoven iſt aufs Land gezogen, und Niemand weiß wohin. An eine ſeiner Freundinnen hat er eben hier aus Baden geſchrieben und er iſt nicht in Baden. Er ſoll unausſtehlich maussade ſeyn. Einige ſagen: er iſt ein Narr. Das iſt bald geſagt. Gott vergeb' uns allen unſere Schuld! Der arme Menſch ſoll völlig taub ſeyn. Weiß ich doch wie mir zu Muthe iſt, wenn ich hier das Fingeriren anſehe und mir armen Teufel ein

Finger nach dem andern unbrauchbar wird. Letzthin ist Beethoven in ein Speisehaus gegangen; so setzt er sich an den Tisch, vertieft sich und nach einer Stunde ruft er den Kellner: Was bin ich schuldig? — Ew. Gnaden haben noch nichts gegessen, was soll ich denn bringen? — Bring, was Du willst, und laß mich ungeschoren! —

Der Erzherzog Rudolf soll sein Gönner seyn und ihm 1500 Gulden Papier jährlich geben. Damit muß er sich denn freilich einrichten, wie hier alle Musenkinder. Diese sind hier wie Katzen gehalten; wer sich nicht aufs Mausen versteht, spart so leicht nichts. Dabei sind sie jedoch alle so rund und vergnügt wie die Wieseln.

Wien, den 14. September 1819. Vorgestern habe ich Beethoven in Mödlingen besuchen wollen. Er wollte nach Wien und so begegneten wir uns auf der Landstraße, stiegen aus, und umarmten uns aufs herzlichste. Der Unglückliche ist so gut als taub, und ich habe kaum die Thränen verhalten können. Ich fuhr indessen fort nach Mödlingen, wie er nach Wien. Die Gegend ist unaussprechlich reizend; die Brühl und die noch ziemlich erhaltene Burgveste des fürstlich Lichtensteinschen Hauses wurden näher besehen. Schöne Gobelins, gute alte Hausgeräthschaften und wohlerhaltene Bilder der Familie sind betrachtenswürdig. Einen Spaß, der mich nicht wenig kitzelt, kann ich nicht unterdrücken.

Ich hatte auf dieser Fahrt den Musikverleger Steiner bei mir, und da sich auf der Landstraße mit einem Tauben nicht viel verkehren läßt; so wurde auf Nachmittag um 4 Uhr eine ordentliche Zusammenkunft mit Beethoven in Steiners Musikladen verabredet. Nach dem Essen fuhren wir sogleich nach Wien zurück. Satt wie ein Dachs und müde wie ein Hund, lege ich mich

nieder und verſchlafe die Zeit dermaßen, daß mir auch gar nichts einfällt. So geh' ich ins Theater, und als ich von fern den Beethoven erblicke, fährt mir's wie ein Donnerſchlag in die Glieder. Das Nämliche nun geſchieht Ihm, indem er mich ſieht, und hier war nicht der Ort, ſich mit einem Gehörloſen zu verſtändigen. Die Pointe nun folgt:

Trotz des mannigfaltigen Tadels, deſſen Beethoven ſich ſchuldig macht oder nicht, genießt er eines Anſehns, das nur vorzüglichen Menſchen zugeht. Steiner hatte ſogleich bekannt gemacht, daß Beethoven in ſeinem engen Laden, der etwa ſechs bis acht Perſonen faßt, um vier Uhr zum erſten Male in eigner Perſon erſcheinen würde, und gleichſam Gäſte gebeten, ſo daß in einem bis auf die Straße überfüllten Raume ein halbes Hundert geiſtreicher Menſchen ganz und gar vergeblich warteten. Das Eigentliche erfuhr ich ſelbſt erſt andern Tages, indem ich ein Schreiben von Beethoven erhielt, worin er ſich (für mich aufs Beſte) entſchuldigte, denn er hatte, ſo wie ich, das Rendezvous glücklich verſchlafen.

Haydn in der Schöpfung und den Jahreszeiten, und Beethoven in ſeinen Charakter-Symphonien und in der Schlacht von Vittoria haben das Seltſamſte auf die Tafel geſtellt und ausgezeichnet.

Was ich dabei bemerke, iſt Folgendes: Nimmt man das Wort weg, und die Sache bleibt im Zuſammenhange, ſo wird man ſich beruhigen. Die Schlacht von Vittoria, welche ich nun vier Mal mitgemacht habe, hat mich noch immer in die herzhafte, furchtbar furchtloſe und geiſtige Stimmung verſetzt welche dazu gehört. Nur darf ich mir die Parteien nicht namentlich denken, weil

sich gleich das Urtheil einmischt, das allemal parteiisch ist. Und doch sind sie durch ihre Nationalmusik als Engländer und Franzosen kenntlich, man weiß nicht, ob es ein Fehler ist, oder eine Schönheit?

Die Ouvertüre in Haydns Schöpfung ist das Wunderbarste aller Welt, indem durch ordentliche, methodische, ausgemachte Kunstmittel ein — Chaos hervorgebracht ist, das die Empfindung einer bodenlosen Unordnung zu einer Empfindung des Vergnügens macht.

In der Symphonie zu den Jahreszeiten, welche den Winter vorstellt, friere ich mit Wollust am warmen Ofen, und weiß in dem Augenblicke nicht, ob es außerdem noch was Schönes in der Welt gibt?

Was der alte Bach und Händel geleistet haben, ist völlig grenzenlos, besonders in seiner Unzahl; so wie jede gelegentliche, vorüberschwirrende Aeußerlichkeit zu einem Abgrunde von Empfindung wird, welchen sie mit bekannten schwarzen Punkten bezeichnen. Ja, wäre im Menschlichen keine Beschränktheit und das äußerliche Mittel reich genug, so würde man im Bauche der Erde und in der Brust der Sterne das Leben der Allmacht erkennen.

Was ich hiergegen an den Tag gebracht habe, ist eben von der Art, daß ich darüber nichts Verständliches zu sagen wüßte. Daß ich aus Neigung und Glück aus obigen Schätzen Manches herausgeahnet habe, was also nichts weniger als einzig ist, mag darin bestehen, aus wenigen Noten einen Knäul zu wickeln, woraus sich abwickeln läßt, was der Faden langt, und dahin haben mich Deine Gedichte gebracht, die ich verstehe, ohne sie zu erklären; welches Letztere mir oft genug zum Vorwurf

wird, der mich nicht befremdet, und nicht kränkt, weil ich weiß was darin ist, wenn ich es auch nicht herausschaffe.

Gestern, Sonnabend, ist Mad. Mara aus freien Stücken, und zwar zu Fuße, zu mir gekommen, um, wie sie sagt, mein wohlverdientes Geld zählen zu helfen. Stelle Dir vor, diese 72jährige Matrone, dieser Dämon von Sängerin ist gerührt worden von unserm Messias. Der Schmerz und die Freude, sagt sie, habe sie hingerissen, die Beisitzenden müßten sie für närrisch gehalten haben. Die Fugen wären geflossen, eine Orgel von lebenden Stimmen. Sie hat in London oft genug in dieser Musik gesungen; in Summa, sie gesteht, daß unsere Production sich wohl neben der Londoner, worauf sich die Engländer genug zu Gute thun, könne hören lassen.

Nun muß ich sagen, daß, nach einer einzigen flüchtigen Probe (einige Placker der königl. Kapelle abgerechnet) es mir selber gefallen hat. Aber daß eine drei Stunden lange Musik so anhaltend eine gedrängte Menge interessiren und befriedigen kann — daran merken wir, daß eine zweiunddreißigjährige Arbeit hier und dort in Frucht gegangen ist.

Den 8. April 1822. Ueber diesen Messias, der aus Lutherschen Bibelworten zusammengesetzt ist, bin letzthin wieder unter die Philologen gerathen, und wie es heißt, grob worden. Es ward gesagt: die Musik sey ein wunderliches Wesen, indem sie Prosa metrisch behandle.

Ihr Herren, war die Antwort, wißt nicht, was Prosa ist. Es gibt gar keine Prosa. Was Ihr so nennt, wird nur durch Euch dazu, indem Ihr an Euch und an der Welt so lange schnitzt und drechselt, bis Ihr die Hände

voll Späne habt, die Ihr denn getrost für Eins oder Anderes ausgebt, um einen Namen zum Kinde zu haben. Ihr lebt und steht und geht, und wißt es nicht, und wißt Alles; Ihr redet und schweigt und begreift nicht, daß Alles metrisch ist, so lange Ihr gesund seyd. Da Ihr aber um das Letztere immer den Doktor fragen müßt, so ist Euch nicht zu helfen, Sela. Das war übermüthig, stolz u. s. w.

Als wären wir ein Vieh!
Versteht man nicht Griechisch? Und Sie,
Wie weit sind Sie denn her?
Wie verstehn denn Sie Ihren Homer?
Schlagen sich drum und boxen —
Und wir? — Wir wären die Ochsen? —
Nein, lieber Mozart, nein!
Das kann nicht seyn!

Gegen 6 Uhr Vormittag. Hat man doch genug gehört von der Harlemer Wunderorgel, und nun habe auch ich nicht bloß davon gehört. Der Herr Organist ließ eine volle Stunde lang Hexereien aller Art von sich gehen, wie sie durch Voglers Sündenfall über das Geschlecht der Orgeln gekommen sind. Krieg, Schlacht, Krächzen und Aechzen; Donnerschläge, Blitz und Hagel und Regen; Liederchen aus dem Freischütz; Chöre, Arien ja sogar Recitative aus Haydns Schöpfung stolperten ja purzelten durcheinander wie die Hammel aus dem Stalle.

Denke nicht, ich übertreibe: wahrhaftig es war so! ja ich finde nur zu oft das Nämliche; und doch weiß ich diesem guten Manne Dank (der sein Bestes thun wollte)

indem ich so das ganze Werk von 60 klingenden Stimmen mit 12 Blasbälgen, einzeln und zusammen in voller Kraft durchmustern können.

Die Harlemer Orgel ist in der That, wenn nicht das größte, doch das schönste Werk, das ich vernommen und gesehn habe. Sie ist im Jahr 1738 von Christian Müller gebaut und vollendet, und zwar noch heut bei gesundem Leibe. Unter 5000 metallnen Pfeifen, deren größte 38 Fuß lang und 15 Zoll im Durchmesser ist, habe keine gesehn, die ein Beulchen hätte. Fünftausend Töne ohne Fehler, die hohen hell und weich, die mittlern voll und kräftig, die tiefen mächtig und klar; das Eingeweide bequem, wie in einem gesunden Leibe, im Ganzen endlich beherrschend einen Raum von 111 Fuß Höhe, 175 Fuß Breite und 391 Fuß Länge; eine Dimension die schon zu den größten gehört.

Der Organist Schumann weiß sich was mit seiner Orgel, die er gut in Ordnung hält und sich regelmäßig alle Donnerstage allein darauf hören läßt. Da ich ihm hierüber mit einem guten Worte entgegenkam, fing er dermaßen an zu holländern, daß unsere Damen mich beim Aermel davon rissen, denen schon eine volle Stunde Orgelspiel Uebermaß gewesen seyn mochte, was sie jedoch als Kenner nicht Wort haben wollen.

Die Freude, ein solches Meisterwerk in seinen Theilen zu erkennen, ist anziehend genug, indem man dadurch mit dem Meister theilt. Ich werde zeitlebens an diese glückliche Stunde zu denken haben, denn das war der wesentliche Zweck meiner Reise nach Holland, das sonst kein Aufenthalt für mich ist, wie man sich auch dort selbst gefällt.

Zelter, (in einer Beilage.)

An Hrn. Musikdirector *** zu ***.

Ihren Brief vom 30. v. M. hat mir Herr Schlesinger ohne Weiteres zugesandt. Da Sie, werther Freund, mir darin ein Exemplar Ihrer drei Balladen zusagen, so habe mir von Herrn Schlesinger ein solches holen lassen; Sie werden wohl gesorgt haben, daß es mir nicht in Rechnung gestellt wird.

Sie verlangen ein Urtheil, ja belehrenden Tadel über Ihr Werk, welches nun gedruckt ist, und das Eine wie das Andere ohne mich finden wird. Sie gedenken aber meiner eigenen Versuche mit Lobe, und da könnte ich noch eher sagen, wie ich mich bei deren Verfertigung zu verhalten gesucht habe. Vor allem reflectire ich am Gedichte auf die Form und suche schon darin meinen Dichter zu erkennen, indem ich voraussetze, daß ihm eine Melodie vorgeschwebt, in sofern er in dieser Bedeutung ein Dichter ist. Kann ich mich hier mit ihm in Rapport setzen, ja seine Melodie so treffen, daß er sich selber darin einheimisch findet, so wird unsere Melodie auch singbar seyn.

Daß diese Melodie zu allen Strophen passe, ist ein Umstand, der auch besseren Componisten nicht einleuchtet. Die Einwendungen dagegen sind mir nicht unbekannt. Sie, lieber Freund, werden wenigstens daraus abnehmen, daß ich dem absoluten Durchcomponiren strophischer Gedichte nicht zugethan bin. Andere werden es anders halten, und kann ja geschehen, wiewohl eine Melodie die man nicht mehrmals mit Genuß vernehmen wollte, nicht die beste wäre.

Digitized by Google

Die Melodie darf nicht am Worte kleben. Das Wort ist todt, die Zunge wirft es ab; im Tone wohnt des Gesanges Leben, wie denn schon eine schöne Stimme allein das Herz bewegt.

Die Begleitung lasse ich gern so einhergehen, daß die Melodie allenfalls ohne sie bestehen könnte; in jedem Falle muß die Begleitung eine homogene Bedeutung haben, ja selbst für sich allein nicht ohne Bedeutung seyn.

Die beliebtesten Lieder sind insgemein solche, die der Begleitung nicht bedürfen, wenn dagegen andere beifällige Stücke so in die Begleitung verflochten sind, daß man die Singstimme kaum vermissen würde. Sollte hierin ein Widerspruch erfunden werden, so weiß ich, was ich sage, wenn ich auch noch nicht weiß, wem ich es sage. Denn daß Gesetze und Vorsätze nicht immer in Erfüllung gehen, das lasse ich mir geduldig vorwerfen.

Aristoteles hat gut reden, Shakspear aber hat das Machen. Ein rechtes Talent wird in der Wahl der Gesetze eben sowohl Geschmack zeigen, als in der Wahl der Töne.

Endlich will ich noch beibringen, was diesem allen hätte vorangehn sollen:

Es kommt nämlich darauf an, was der Componist gern machen, oder von sich geben will. Ist ihm das Gedicht nur ein Draht, seine Puppen daran zu hängen; will er funkeln, munkeln, sausen und brausen, recitiren, declamiren, fingeriren; sich eine Motion, einen Ritt ins Weite machen, so ist er von obigen Bedingungen entbunden, und ein Talent wird auch hier noch etwas leisten, sollte auch ein ganz unverhofftes Facit herauskommen.

Das, mein Freund, ist die Wirkung Ihrer Balladen

auf mich, und mehr wüßte ich nicht darüber zu sagen, da sie Ihnen doch ohne Zweifel gefallen werden. Wenn ich Ihren Edward auch auf Noten zu setzen wüßte, so wäre mir's doch nicht möglich ihm eine klare Vorstellung abzugewinnen, die mir eine Melodie erzeugte; das ganze Gedicht ist für meinen Sinn todt, oder ich müßte ein Schotte wenigstens gewesen seyn. So verschieden sind wir Menschen; wir Alle fehlen; Jeder auf seine Art und Keiner darf sagen: mache es so wie ich! Gott befohlen!

3.

Zelter über Mendelssohn-Bartholdy.

Gestern Abend ist Felixens vierte Oper vollständig nebst Dialog unter uns aufgeführt worden. Es sind drei Akte, die nebst zwei Balletten etwa drittehalb Stunden füllen. Das Werk hat seinen hübschen Beifall gefunden. Auch das Gedicht von Dr. Casper ist geschickt genug, da der Poet musikalisch ist.

Von meiner schwachen Seite kann ich meiner Bewunderung kaum Herr werden, wie der Knabe, der so eben fünfzehn Jahre geworden ist, mit so großen Schritten fortgeht.

Neues, Schönes, Eignes, Ganzeignes ist überall zu finden. Geist, Fluß, Ruhe, Wohlklang, Ganzheit, Dramatisches. Das Massenhafte wie von erfahrnen Händen. Orchester interessant, nicht erdrückend, ermüdend, nicht bloß begleitend.

Die Musici spielen es gern, und ist doch eben nicht leicht. Das Bekannte kommt und geht vorüber, nicht wie genommen, vielmehr an seiner Stelle willkommen

und zugehörig. Munterkeit, Jubel, ohne Hast, Zärtlichkeit, Zierlichkeit, Liebe, Leidenschaft, Unschuld.

Die Ouvertüre ist ein sonderbares Ding. Du denkst Dir einen Maler der einen Klaks Farbe auf die Leinwand schmeißt, die Masse mit Finger und Pinsel austreibt, woraus zuletzt eine Gruppe an den Tag kommt, daß man, fort und fort überrascht, sich endlich nach einer Begebenheit umsieht, weil ja geschehen seyn muß, was wahr ist.

Freilich spreche ich wie ein Großvater, der seine Enkel verzieht. Ich weiß wohl was ich sage, und will nichts gesagt haben, als was ich zu beweisen wüßte.

Zuerst durch Beifall in Menge, den man am aufrichtigsten durch Orchesterleute und Sänger einholt, denen man bald abmerkt, ob Kälte oder Widerwillen oder Liebe und Gunst, Finger und Kehlen bewegt. Du mußt ja so was wissen.

Wie der Mund gefällt, der dem andern zu Munde redet, so der Componist, welcher dem Ausführenden vorlegt, was ihm gelingen kann, und dieser mitgenießend weiter vertheilt. Das allein will schon Alles sagen.

Schluß folgt im nächsten Bändchen.

Der Pudelmütze sechs- und zwanzigstes Geburtsfest.

Wir schmaußten gar herrlich. Der alte wackere Hoforganist hatte gerade heut' seine froheste Laune. Feierte er doch die Silberhochzeit mit seinem Amte! Um die lange stattliche Tafel saßen Kinder und Kindeskinder, auch der Hofprediger, der Forstkommissär, der Vetter Gewürzkrämer aus Z***, der Kapellmeister mit ihren Frauen, und ich, an der Spitze Aller die ehrwürdige Hausmutter und der joviale Wirth. Und nun — sagte der Hoforganist — als wir mit dem Braten fertig waren, die mit Blumen gezierten Kuchen angeschnitten wurden, und der köstliche Burgunder anfing, die Häupter zu illuminiren: nun liebe Margaretha, hole mir den Bastian.

Die Kinder des guten Alten, die wohl wußten, was nun vorgehen werde — denn sie kannten die Geschichte schon — wurden mit einemmale still, und selbst uns Andern allen verging das laute Lachen, als die Hausfrau mit einem großen, in Oel gemalten, in goldenen Rahmen gefaßten Bilde hereintrat, und es feierlich hinter den Vater stellte, so, daß wir es Alle sehen konnten.

Das ist der Bastian, sagte der Hoforganist.

Ja, das ist Bastian, riefen die Wenigen, die ihn gekannt hatten.

Was halten Sie von der Person, wertheſter Freund? — richtete der Wirth nun an mich die Frage.

Ich — in Wahrheit — ich hatte niemals ein hundsvöttiſcheres Geſicht geſehen. Auf dem halbnackten Scheitel krümmten ſich nur noch einzelne ſparſame, weiße Haarparthieen, kleine blinzelnde Augen ſaßen tief unter buſchigen, weißen Augenbraunen, eine tiefe lange Schmarre theilte die linke Wange beinahe in zwei Hälften, und ein Judaskinn ragte weit unter dem Munde hervor, den ein teufliſches Lächeln verzerrte. Dazu ſchien das Geſicht wenigſtens ſiebenzig Jahre alt zu ſeyn, und Jeden mit ſchadenfrohem Blicke zu treffen, von welcher Seite man es auch betrachtete.

Ich ſchwieg, denn ich wußte nicht, was ich ſagen ſollte.

Auch die Andern ſchwiegen.

Ich merke — fuhr der Hoforganiſt fort — ich merke wohl, meine lieben Freunde, was Sie beim Anblick dieſes Bildes denken und empfinden. Hören Sie nun, welch ein Menſch dieſer Baſtian war, und wie er auf das Schickſal meines Lebens eingewirkt!

Heute ſind es fünf und zwanzig Jahre, daß ich als Hoforganiſt inſtallirt wurde, und gerade heut' will ich, wenn ihr lieben Gäſte mir's erlaubt, und Euch ja nicht im Eſſen und Trinken ſtören laſſet, den Anfang des letzten Aktes meines Lebens erzählen. Muß ich doch, iſt mir's doch heilige Pflicht!

O, wir bitten auch Alle darum, riefen wir, und der Hoforganiſt begann:

Es war gar eine kalte, traurige Decembernacht, in

der vor sechs und zwanzig Jahren Buchenrode abbrannte, wo ich Kantor war. Das ganze Dorf lag in ruhigem Schlafe. Da mit einem Male um Mitternacht erscholl der Schreckensruf: Feuer! Feuer! — Gott im Himmel! Ich und meine Margaretha hatten kaum Zeit, aus dem Bette und in die Kleider zu springen, dem kleinen Gottlieb das Röcklein überzuwerfen, und den armen Säugling mit einigen Bettkissen zu umhüllen; denn gerade in des Nachbars Hause war das Feuer ausgebrochen. An ein Retten von Geld und Geldeswerth und Mobilien war gar nicht zu denken. Der fürchterlichste Sturm brauste und vereitelte alle Löschversuche. Wie Raketen und Leuchtkugeln flogen die Schoben, und bald war ganz Buchenrode ein einziges Flammenmeer.

Da standen wir nun zitternd hinter dem brennenden Dorfe auf unsern Aeckern, und hörten das Einstürzen der Giebel, das Gebrüll des unglücklichen verbrennenden Viehes und das Heulen und Wehgeschrei unsrer Freunde. Jetzt — schon faßte die Flamme mein Dach und die Vorderstube — jetzt, o mein Gott! — jetzt fiel mir's ein — ich riß mich los von Weib und Kind, und stürzte mich in meine Wohnung. Mehr als mein Leben mußte ich ja nun retten — meine dreihundert Orgelvorspiele, die ich mit zehnjährigem Fleiße komponirt. Das Angstgeschrei meines Weibes verhallte hinter mir, und durch Rauch und Gluth drang ich durch.

Hoch in der Hand das Buch haltend, aber halb erstickt und geschunden, kehrte ich zurück, und rief der Margaretha zu: Gott Lob! Gott Dank! Weib, ich habe die Orgelvorspiele! Ach! es war Alles, was wir dem Verderben entrissen, und wie die Sonne aufging, lag

das ſchöne große Kirchdorf, die Schule und die Kirche, Alles in Schutt und Ruinen.

Zehn Jahre war ich hier glücklich geweſen, im ſtillen Kreiſe eines beſcheidenen nützlichen Wirkens, und nun auf einmal mit den Meinen brodlos, ein Bettler, ein Vertriebener. Denn zum Wiederaufbau des Dorfes und der Kirche in Kurzem, war gar keine Hoffnung, eben ſo wenig auf Unterſtützung unſeres Herrn, des gnädigen Grafen. Der ſchwelgte ſchon ſeit langen Jahren in Paris. Und dennoch war mein Muth nicht dahin. Beruhige dich, Margaretha, ſprach ich zu dem weinenden Weibe! Hat uns und unſern unſchuldigen Würmlein doch Gott das Leben erhalten. Beruhige dich! Haben wir nicht Freunde und Verwandte in der Reſidenz? Die werden uns nicht im Stiche laſſen. Und habe ich nicht meine dreihundert Orgelvorſpiele? O Margaretha, du wirſt es ſehen, wie ſich die Verleger drum reißen, und wie ſie froh ſeyn werden, wenn ich ſie für ſchweres Geld dahin gebe! Drum laß deine Klagen, und komme fort von dieſem Ort des Schreckens!

Den vierjährigen Gottlieb — dort den Ober-Hof-Gerichts-Sekretair — nahm ich an meine Hand, Margaretha trug den Säugling, der aber ungebührlich ſchrie — der Trotzkopf! es iſt dort die ehrbare Frau Forſtkommiſſarin, und ſo gingen wir fürbaß, immer längs der Straße hin, nach der Reſidenz zu, ich freilich baarhäuptig, denn ich hatte den Hut bei der Rettung meiner Orgelvorſpiele verloren.

Als wir nun noch einmal vom Hügel, wo die drei Linden ſtehen, nnd nun zum letzten Mal die Stätte ſahen, wo unſer unglückliches Dorf geſtanden, und wie die Morgenſonne noch die dampfenden Rauchwolken

färbte, da sagte die Mutter traurig: nun haben wir nichts mehr, als uns, unsere Liebe und — — unsern himmlischen Vater — der uns nicht verlassen wird! — Margaretha — antwortete ich, und stimmte freudig an das schöne Lied: Befiehl du deine Wege.

Freilich hatte ich nur fünf Gulden in der Tasche. Aber wohnte denn nicht gleich in der Vorstadt der Residenz, die nur vier Meilen entfernt war, der reiche Lederhändler, der unser Vetter war? War nicht drinnen in der Seilergasse der vornehme und angesehene Justizrath, den ich einmal mit Frau und Kind drei Tage lang in Buchenrode gepflegt, als er mit dem Wagen umgeworfen, und die alte Tante sich die Hüfte ausgerenkt? Hatte er mich nicht tausendmal sein scharmantes Freundchen genannt, und mir feierlichst zugeschworen, bei vorkommenden Gelegenheiten mir den Liebesdienst reichlich zu vergelten? Waren nicht in der glücklichen Stadt drei Buch- und Musikalienhandlungen? Konnte es mir also wohl fehlen? War nicht auf diese oder jene Art für uns ganz gewiß gesorgt? Und war nicht vor allen Andern auch in der Residenz unser allerbester Freund — unser lieber Herr Gott?

In Wahrheit, nie hatte eine abgebrannte Familie, die eben Alles verloren, und die vor Frost und Ermüdung der Ohnmacht nahe war, die Thürme einer Stadt mit froheren Gefühlen begrüßt, als wir die Thürme der Residenz, im Strahle der sinkenden Abendsonne.

Halbtodt standen wir vor der Thüre des stattlichen Hauses unsers Vetters, des Lederhändlers. Ich, klappernd vor Frost, zog die Klingel, die drinnen im gewölbten Gebäude gewaltig lärmte und Hundegebell weckte, so, daß der Gottlieb erschrocken der Mutter in

die Röcke fuhr. Wer ist da? fragte der Vetter aus dem Fenster des Mittelstockes.

Wir sind's — war meine Antwort — Andreas aus Buchenrode, mit Weib und Kind. Macht nur flugs auf, Herr Vetter, so bald werdet Ihr uns nun nicht wieder los.

Was? — rief der Vetter — was wollt Ihr, und warum kommt Ihr eben mit der ganzen Bagage?

Warum? war meine Antwort — weil wir vergangene Nacht abgebrannt sind, und Alles verloren haben. Darum macht nicht erst viel Komplimente, Ihr braver Vetter! Laßt aufschließen, und die Frau Muhme den Topf zum Warmbier hinsetzen, denn wir sind erstarrt und hungrig bis auf den Tod.

Ei — krähete der Herr Vetter herab — seht mir doch das Lumpenpack! Schert Euch in's Wirthshaus, wenn Euch hungert! Bei mir kommt Ihr nicht an! Unsere Verwandtschaft ist so nahe nicht! War doch erst der Vater Eures Weibes der Bruder von meinem Vater. Geht in den rothen Kegel, dahin will ich Euch morgen Etwas schicken.

Vetter — schrie ich — Vetter! ich bin der Andreas aus Buchenrode, hört Ihr's, der Andreas bin ich!

Schert Euch zum Henker! antwortete der Vetter und schlug das Fenster zu.

Und da standen wir nun in der grimmigen Kälte, bei einbrechender Nacht. Meine Kinder zitterten und weinten. Aber ich sagte: pfui, Margaretha! Der Herr Vetter ist deiner Thränen nicht werth, und so gingen wir in den rothen Kegel, da wir doch jetzt Abends dem vornehmen Herrn Justizrathe nicht auf den Hals fallen konnten.

Saßen wir doch nun in der warmen Stube, und brachte doch nun die Wirthin die labende Bierſuppe. Dieß und die frohe Ausſicht auf den folgenden Tag, machte uns bald das ſüße Vetterlein und unſer Leid vergeſſen, und ſtimmte uns ſo heiter und wohlgemuth, daß ich einen Exzeß beging, und zum Butterbrode einen Käs und einen Krug Bier geben ließ. Ach — dacht' ich — der Juſtizrath und der Verleger bezahlen ja doch Alles.

Getröſtet ſanken wir auf die harte Streu, und ſchliefen ſammt und ſonders feſt wie die Ratten und traumlos dem kommenden Tage entgegen, dem verhängnißvollen, entſcheidenden. Es war der ſiebenzehnte December, alſo gerade heut vor ſechs und zwanzig Jahren.

Früh um neun Uhr — wo ich doch erſt mit Anſtande den vornehmen Herrn ſprechen konnte — ſetzte ſich meine arme Karavane in Bewegung, nachdem wir Abſchied vom ſchelmiſchen Wirthe im rothen Kegel genommen, der mir für den einzigen Abend zwei Gulden abgezwackt, und ſo gelangten wir in die Seilergaſſe.

Hier war es ganz anders wie beim Lederhändler. Der Herr Juſtizrath ließ uns gleich ins Haus treten, und kam ſelbſt mit der Morgenpfeife die Treppe herunter. Ich erzählte kurz unſer Unglück, und wer ich ſey, und hoffte nun, daß das ſcharmante Freundchen ſtracks zum Vorſchein kommen und unſerer Noth ein ſchnelles Ende durch Rath und That machen werde. Allein der Herr Juſtizrath kannte uns nicht mehr, und wußte ſich auch auf die fatale Geſchichte mit dem Wagen und mit der ausgefallenen Hüfte der wackelzahnigen Tante nicht mehr zu beſinnen. Ich mochte ſeinem Ge-

dächtuiſſe zu Hülfe kommen, wie ich wollte; genug es blieb dabei, er kannte uns nicht mehr. Doch rührte ihn unſer Unglück, und er drückte mir ein Achtgroſchenſtück in die Hand, indem er uns höflichſt zur Hausthüre hinaus drängte. Ich ſchmiß ihm aber das Achtgroſchenſtück durch die Spalte der Thüre vor die Füße, und ſtand nun wieder mit dem klagenden Weibe und den zitternden Kindern ohne Hülfe auf offener Straße.

Margaretha — ſprach ich — du gehſt mit den Kindern einſtweilen wieder in den rothen Kegel. Bald bring' ich Hülfe, ſo Gott will, und das recht ordentliche. Wir wollen auch gar nicht mehr betteln. Hole der Henker den Lederhändler und den Juſtizrath! Laßt uns nun das beſſere Theil wählen! Das iſt das Gewiſſe. Heda! nun geht's über eure Geldſäcke, ihr wackern Muſikhändler! Wer das meiſte von Euch gibt, der hat ſie! — — ich meinte die Orgelvorſpiele, und ſo trabte ich denn wohlgemuth — zwar noch immer baarhäuptig in den ſich vor mir öffnenden Buchladen.

Hier kroch hinter einem Tiſche ein kleines Männlein mit einer Stahlfederbrille hervor, und frug mich glotzend, wer ich ſey und was ich wolle. Daß ich hier den Buchhändler ſelber vor mir habe, merkte ich ſogleich, denn das Männlein war über die Maaße grämlich und kurz.

Ich ſagte alſo auch nur ganz kurz, ich ſey der Kantor Andreas aus Buchenrode, ein Schüler des großen Bach, und bringe hier dreihundert von mir komponirte Orgelvorſpiele zum Verlag, wenn der Herr Buchhändler außer zwanzig Freiexemplaren, was Erkleckliches dafür zu zahlen geſonnen.

Aber das Männlein würdigte das hingehaltene Buch auch nicht einmal eines Blickes, und mit den Worten,

das sey gar kein currenter Artikel, und könne er von dem Dinge gar keinen Gebrauch machen, wies er mir die Thüre, und kroch brummend wieder hinter seinen Tisch.

Wie vom Donner gerührt, stand ich nun wieder getäuscht, auf der Straße.

Das hätte ich nicht erwartet! Dreihundert Orgelvorspiele nach Sebastian Bach kein currenter Artikel! — — Meine zehnjährige, brave Arbeit ein Ding, von dem kein Gebrauch zu machen! — — O Gott! Zittern und Zagen überfiel mich, und so schlich ich denn schon ganz ohne Hoffnung noch in die beiden andern Buchhandlungen, wo mir's mit einigen Variationen, um kein Haar besser ging. Ueberall wurde ich abgewiesen, und niemand mochte mein Werk auch nur ansehen.

O grausames Schicksal! Meine letzte sichere, fröhliche Hoffnung war dahin! — — Was sollte ich dem ängstlich harrenden Weibe im rothen Kegel sagen? Mußte sie nicht die Hiobspost ganz zu Boden schlagen? War ich denn nicht selbst zu Boden geschlagen?

Da hielt ich nun das mühsame Werk von zehn langen Jahren in meinen zitternden Händen, und Niemand war, der mir auch nur einen Groschen dafür geboten hätte.

Was sollte ich nun anfangen? Was blieb mir und meinen armen hungernden Würmlein noch übrig?

Mit Thränen schlich ich an den stattlichen Häusern hin, die alle keine Hülfe für mich hatten, über den Markt, wo alles Mögliche zum Genusse ausgelegt und im Ueberflusse aufgehäuft war, von welchem nichts, gar nichts für mich abfallen konnte, und so immer nach der

elenden Kneipe hin, wo ich meiner Margaretha nun mit der Trauerpost vor die Augen treten sollte. — — Wahrlich! meine Stimmung war schrecklicher, als in dem Augenblicke, wo ich hinter meinem brennenden Hause stand.

Da — o Gott! — da kam mir, ich weiß nicht wie, der sechste Vers des schönen Liedes in die Kehle, und eben wie ich beim Hause des Justizrathes vorbeiging — konnte ich's nicht lassen, ich sang mit lauter Stimme:

Hoff' o du arme Seele,
Hoff' und sey unverzagt!
Gott wird dich aus der Höhle,
Da dich der Kummer plagt,
Mit großen Gnaden rücken;
Erwarte nur die Zeit:
So wirst du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud'.

Die Vorübergehenden mochten alle Ursache haben, zu glauben, daß es bei mir rapple; aber ich war wunderbar getröstet, und begrüßte die mir aus dem rothen Kegel entgegenkommende Margaretha mit dem freudigen Zurufe: Victoria! liebes Weib! Wir sind von unserm lieben Herr Gott als seine Kinder auf- und angenommen, und einer schweren Prüfung für würdig befunden; denn wen der Herr lieb hat, den züchtiget er. Mit den Buchhändlern war es nichts. Die halten die Werke der Kunst und des Genies für bloße Waare, und fühlen wie die Fleischer nur nach der Fettwampe für ihren Scharren; hole sie der Teufel! — Aber nun wollen wir auch nicht eine Stunde länger in dem verwünschten Loche bleiben! Auf und nimm die Kleinen, nun geht's nach Z*** zum Gewürzkrämer!

Der ist zwar auch unser Vetter, aber er ist arm; darum wird er menschlich seyn, er wird fremde Noth fühlen, und uns gewiß nicht verlassen.

Andreas! — rief hier der ehrliche Gewürzkrämer — und reichte dem Erzähler die Hand über den Tisch — Andreas, Du kanntest mein Herz. Wahrlich ich hätte Dich nicht verlassen, wenn Du mit den Deinen zu mir gekommen wärst, obschon ich damals selbst noch den Schmachtriemen der Noth um den Leib trug; aber weiter in Deiner Geschichte!

Mein Weib — fuhr der Hoforganist fort — konnte doch nun, da sie hört, wie Alles mißlungen, das Jammern nicht lassen. Es blieb uns dennoch weiter nichts übrig, als der Weg nach Z***, das freilich sieben Meilen von hier liegt. Ich war ganz blau im Gesichte vor Kälte, und der eisige Wind fuhr mir über die Haare.

Andreas — sagte die Mutter — das geht nicht, Du mußt eine Mütze haben, Du erfrierst mir ja. — Freilich erfriere ich, war meine Antwort — aber woher die Mütze nehmen? Haben wir doch nun nicht mehr als drei Gulden noch übrig, und geb' ich die hin für die Mütze, wie sollen wir dann nach Z*** kommen?

Beruhige Dich! — entgegnete Margaretha — ich habe zum Glück in meiner Tasche noch den silbernen Fingerhut gefunden und ein Tuch das wir nicht brauchen, damit fristen wir uns bis hin; aber die Mütze mußt Du durchaus haben!

Nun in Gottes Namen, antwortete ich, und so traten wir insgesammt in das Haus des Kürschners Kilian Brustfleck. Es war, wie gesagt, am siebenzehnten December, und zwar Vormittags um halb eilf Uhr, und das war der Gang, den mich wunderbar das Schicksal

— ach, was sag' ich doch, das Schicksal! — Das war der Gang, den mich Gott zu meinem Glücke führte.

Der Meister Kürschner hatte gar schöne Mützen, aber sie waren alle zu köstlich für mich und zu theuer.

Hier ist zwar noch eine in der Arbeit — sagte er — eine recht feine Pudelmütze, die ich dem Herrn Kantor auch für drei Gulden lassen kann; aber da muß der Herr Kantor noch ein halbes Stündchen warten, bis der Geselle damit fertig ist.

Mir war das ganz recht. Konnten sich doch die Meinen unterdessen umsonst am warmen Ofen laben, und ich dem ehrlichen Meister meine Leidens- und Sterbegeschichte erzählen, die er mit herzlicher Theilnahme anhörte, und auf die schlechten Vettern und Buchhändler nicht wenig schimpfte. Ja, er war über mein Unglück so gerührt, daß er mir die Mütze um einen halben Gulden wohlfeiler zu lassen versprach.

Was? krächzte hier jemand, den ich bis dahin noch gar nicht im Zimmer bemerkt hatte, aus einem Winkel hervor — Meister Kilian! ist er toll! die schöne Mütze? die unter Brüdern mehr werth ist? Weiß er was, laß' er mir die Mütze, ich gebe ihm dafür vier Gulden.

Schrecken, als wäre mir plötzlich der Teufel erschienen, lähmte meine Zunge. Der Unhold, der mein Elend kannte, denn er hatte ja Alles mit angehört, ein altes Männlein in einem braunen Rocke, schlich näher, schnupfte eine Prise nach der andern, trat an meine armen Kinder, und sprach mit höhnischem Lachen, indem er den Gottlieb in die Backen zwickte: hi, hi, hi, hi, du junge Brut, warum stirbst du nicht? Aber vielleicht erfriert ihr doch noch heute, hi, hi, hi!

Herr! rief mein Weib empört — sind Sie ein Mensch? sind Sie ein Christ? können Sie meinem armen Mann die Mütze nehmen?

Warum nicht? lachte der Mensch. Ich brauche sie selber, und gebe vier Gulden.

Nimmermehr Herr, rief nun der wackere Meister: ich habe dem Kantor diese Mütze versprochen, und er soll sie haben.

Nun, so mache er was er will, entgegnete der Braune: aber unter vier Gulden lasse er sie nicht, das sag' ich ihm, und das will ich haben; versteht er Meister Kilian?

Ja, antwortete der betroffen: ich verstehe, und da der Herr Kantor so gut Orgel spielen kann, so mag er unterdessen, daß die Mütze fertig genähet wird, sich dort einen Zeitvertreib auf dem Claviere machen. Im Zimmer stand nämlich ein nicht schlechtes Instrument, auf dem die Kinder des Meisters lernten, und ich ließ mir das nicht zweimal sagen, setzte mich hin, schlug meine Orgelvorspiele auf, und spielte wacker, erst im grimmigen Unmuth, nach und nach aber besänftigt durch die heilige Kraft der Harmonie, die wie Balsam auf mein wundes Herz wirkte. Zuletzt figurirte ich meinen Lieblingschoral „Befiehl du deine Wege" und freute mich, daß selbst der braune Teufel von den Tönen gelockt, wie die Spinne Rameau's, an meine Seite geschlichen war. Aber, wie ich geendet hatte, krächzte der Unhold wieder unter höhnischem Lachen: „damit, hi, hi, hi, wird der Herr Kantor keinen Hund vom Ofen locken! Geld ist die Losung! — Die Mütze ist nun fertig. Rücke der Herr Kantor mit den vier Gulden heraus, sonst ist die Mütze mein."

O Himmel! — ich hatte unter meiner Seele keinen Heller mehr, als die drei Gulden!

Mein und des Weibes Bitten bei dem Meister, daß er doch sein erst gegebenes Wort halten möge, waren fruchtlos. Wenn ich auch wollte, sprach Kilian achselzuckend: so darf ich doch nicht, und vier Gulden müssen bezahlt werden, sonst gehört die Mütze wahrhaftig dem alten Herrn. Der lachte wieder höhnisch, und meinte, unter diesen Umständen sei es doch wohl besser, ich ginge wieder in den rothen Kegel zurück, und wartete da, bis das Wetter gelinder würde. Aber, entrüstet über diese Bosheit, wollte weder ich noch Margaretha weiter ein Wort verlieren, und ich rief: Fort, fort von hier aus diesem Sodom! fort nach Z*** zum Vetter Benjamin! Margaretha langte das Tuch heraus, und ich legte die drei Gulden hin, und meinte das zusammen sey nun wohl reichlich vier Gulden. Aber der alte Braunrock schob das Tuch zurück, und erbot sich, mir einen Gulden zu leihen, gegen Verpfändung meiner Orgelvorspiele.

Was wollte ich machen! So bitter mir es auch ankam, mein Werk in diesen Händen zu wissen, und ein Schuldner dieses Menschen zu seyn, ich mußte in den sauern Apfel beißen, denn der Meister selbst, dem ich für den Gulden das Manuscript zu verpfänden, den Vorzug lassen wollte, weigerte sich dessen auf einen Wink des Braunen, und so zahlte dieser den Gulden, nahm mein liebes Buch, und ging mit höhnischer Spottlache fort.

Wer ist der Teufel? fragte ich den Meister.

Das ist Bastian, Herr Kantor war die Antwort! Aber was er thut, mag ganz recht seyn. Hat er aber

auch mich gezwungen, dem Herrn Kantor einen Gulden mehr, als ich gewollt, abzunehmen, so hat er mir's doch nicht verwehrt, Euch, ihr guten Menschen jetzt einen tüchtigen warmen Kaffee machen zu lassen, und der muß gleich herein, und ein Paar frische Semmeln dazu.

Gern und willig gehorchte die menschenfreundliche Hausfrau diesem wohlthätigen Befehl, und bald dampfte der stärkende Trank und erquickte mit den weißen Semmeln uns Hungrige und Nüchterne!

Gerührt und dankend verließen wir den ehrlichen Meister; waren wir doch warm und satt, stack doch mein Haupt in der allervortrefflichsten Pudelmütze.

Aber — gerechter Gott! — kaum waren wir auf dem Wege nach Z*** zwei Straßen der Stadt durchwandert, als zwei Polizei-Schergen mit dem Braunrocke uns entgegentraten.

Das sind sie — sagte der Letztere, auf uns zeigend! — die bringt mir mit!

Was? — rief ich — was wollen Sie von uns? Wir sind ehrliche Leute!

Ehrliche Leute? — grinselte der Alte — nun das wird sich finden.

All mein Protestiren, alle Thränen meines Weibes halfen nichts; wir wurden fortgeführt, und dann und wann sah ich unsern Teufel höhnisch lachen, während die Schergen Manches undeutlich von Vagabunden und Landstreichern murmelten.

So ging's fort bis vor die Stadt.

Hier öffneten sie ein Gitterthor, und führten mich und die Meinen in ein einzeln stehendes Haus.

Rechts herein! rief der Alte — und wir traten in ein kleines Zimmer, an das noch eine Kammer stieß.

Herr — sprach ich heftig zu dem Alten — wahrscheinlich sind Sie hier der Oberbüttel, und wahrhaftig! einen bessern hätte der Fürst nicht finden können. Aber sagen Sie mir, was habe ich und die Meinen verbrochen? Ist des Elendes über uns nicht so schon genug ausgegossen? Sollen wir auch noch im Kerker schmachten?

Beruhige sich der Herr Kantor — entgegnete Bastian, nachdem die Andern sich entfernten — und beliebe mir derselbe nur kürzlich zu sagen, ob derselbe hier zu bleiben, oder wirklich nach Z*** zu wandern gesonnen.

Nach Z*** will ich — rief ich mit bitterem Lachen — nach Z*** und den Staub dieser heillosen Stadt von meinen Füßen schütteln!

Nun dann — entgegnete der Alte — dann kann ich nicht helfen, der Herr Kantor bleibt Arrestant. Und somit entfernte er sich, und ich hörte, wie er die Thüre verschloß.

Da fiel mir mein liebes Weib laut weinend in die Arme, und ich selbst war trostlos.

Also ein Bettler, vertrieben, gekränkt und nun noch Gefangener. Das war zu viel!

Lange konnten wir uns nicht fassen, und bemerkten kaum, daß unser Zimmer mit allen Bequemlichkeiten eingerichtet war. Endlich untersuchten wir doch Alles genauer, und gingen auch in die Kammer. Da standen zwei reinliche Betten, und sogar die Wiege für das kleine Kind war nicht vergessen, so, daß mir dieß den Ausruf abzwang: Wahrlich für eine Büttelei sehr wohl bestellt!

Noch sonderbarer aber ward uns, als zum Abend eine alte hinkende Hexe in die Stube trat, einen Krug

Bier, Pfeife und Tabak und ein brennendes Licht auf den Tiſch ſetzte, und daneben ein Geſangbuch legte.

Margaretha — ſprach ich — was bedeutet das? Sitzen wir hier auf den Tod, und will man uns noch zuletzt eine Güte anthun?

Am allerſonderbarſten aber ward uns, als eben die Hexe eine Stunde darauf den Tiſch deckte, und eine kräftige Suppe und Braten brachte.

Es iſt gewiß, Andreas — rief nun Margaretha: wir ſitzen auf den Tod, und das iſt die Henkermahlzeit! O Gott erbarme ſich doch unſrer armen Kinder!

Mir war freilich ſelbſt ganz weichlich zu Muthe, aber dennoch bedachte ich, daß wir ja gar nichts verbrochen, daß wir in der Reſidenz eines gerechten und menſchlichen Fürſten wären, und doch nicht ungehört verurtheilt werden könnten. Dieſe Betrachtungen friſchten unſern Muth auf, wir nahmen das Geſangbuch und ſangen:

Und obgleich alle Teufel
Hier wollten widerſteh'n,
So wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurückgeh'n;
Was er ſich vorgenommen,
Und was er haben will,
Das muß doch endlich kommen
Zu ſeinem Zweck und Ziel.

Nach dieſem Singen kam die Beruhigung — der Hunger war ſchon lange da, und ſo bedachten wir uns denn keinen Augenblick, ſetzten uns an den Tiſch, und ließen uns das treffliche Abendbrod ſchmecken, auf welches wir uns dann zur Ruhe des guten Gewiſſens in unſere weichen Betten begaben.

Digitized by Google

Kaum war der Tag angebrochen, so war das reichliche Frühstück da, und mit demselben der Alte, der mich wieder höhnisch fragte, ob ich hier bleiben, oder nach Z*** wollte. Meine Antwort war die gestrige, und der Erfolg auch der gestrige. Aber Mittagbrod und Abendbrod ausnehmend gut.

So ging's drei Tage hinter einander, und uns fehlte nichts, als die Freiheit und die Aufklärung unsers sonderbaren Schicksals.

Diese ward uns am Morgen des vierten Tages. Da trat ein ältlicher Herr mit einem Paket Noten in mein Zimmer. Es war der Kapelldirector, der selige würdige Vater dort unsers Kapellmeisters.

Wie geht's, Herr Kantor? war seine Anrede.

Wie es geht? — erwiederte ich — wie es einem armen abgebrannten, in der Büttelei gefangen sitzenden Kantor gehen kann.

Was Teufel — Herr, Sie halten doch dieses Haus nicht für die Büttelei? — rief der Fremde.

Für was sonst? — — war meine Antwort. Und ist nicht der Teufel, den Ihr Bastian nennt, der Oberbüttel?

Herr, sind Sie toll? entgegnete der Kapelldirector: Bastian der Oberbüttel? Bastian ein Teufel? Bastian, dieser edelste der Menschen, dem Sie und Ihre Familie Ihr Glück verdanken werden?

Ich war aus den Wolken gefallen, und bat um Gotteswillen, doch mir nun endlich dieses Räthsel zu lösen.

Der Kapelldirector setzte sich neben mich, und sagte mir nun, wie er Alles wisse, was mir begegnet sey. Bastian sey der alte pensionirte Leibdiener des seligen

Fürſten, den aber der jetzt regierende hochehre, durch ihn unzählig Gutes im Stillen wirke, und ihn bei allem Wichtigen zu Rathe ziehe. Dem ungeachtet habe der gute Alte in ſeinem Leben höchſt traurige Erfahrungen gemacht, und inſonderheit in ſeinen jungen Jahren ein treuloſes Weib ſeiner Liebe mit himmelſchreiendem Undanke und Bosheit vergolten, und ſein eigner ungerathener Sohn, der nun in fremdem Lande längſt unter dem Beile der Gerechtigkeit gefallen, Hand an ihn gelegt. Dies Alles habe ſein Haar vor der Zeit gebleicht, ſeinen Nacken gekrümmt und ihm den Anſtrich von Menſchenhaß gegeben, von dem auch nicht eine Spur in ſeinem edlen Herzen ſey. Doch habe er ſich nun der Tugend und jeder ſanften Rührung zu ſchämen angefangen. Daher komme es, daß wenn Rührung ſich ſeiner bemeiſtere, er, um die fallenden Thränen zu vertuſchen, ſtark ſchnupfe, höhniſch lache und unſchickliche Worte ausſtoße. Dieß, ſo wie die tiefe Schramme, die in der Lebensrettung ſeines Herrn in Italien ein Räuberſäbel ihm gehauen, und die ſein Geſicht ſo entſtelle, habe ihn aber hier herum bei Allen, die ihn nicht näher kennen, in ein zweideutiges Licht geſetzt, daß er meiſt ein Gegenſtand des Mißtrauens, ja Vielen ſogar eine Art Popanz geworden.

Als ich beim Meiſter Kürſchner meine Leidensgeſchichte erzählt, ſey ihm ganz weich zu Muthe geworden, und er habe ſogleich auf Mittel gedacht, mir zu helfen. Wie ich nun geſagt, daß ich ein Schüler des großen Bach ſey, als er meine Orgelvorſpiele geſehen und mich ſpielen gehört, habe mit einem Male ſich ein Plan zu meiner Verſorgung in ihm gebildet, der aber auszuführen ganz unmöglich geweſen, wenn ich auf mei-

nem Kopfe beſtanden, die Reſidenz zu verlaſſen und nach Z*** zu wandern. Denn der Fürſt — auf den hierbei das meiſte ankomme — ſey ſo eben auf einem Jagdſchloſſe abweſend, und komme erſt in einigen Tagen zurück.

Darum habe er meinem Vorſatze gefliſſentlich die entſetzlichſten Schwierigkeiten entgegengeſtellt, darum, um mich feſter zu haben, meine Orgelvorſpiele an ſich gebracht, und darum, als er geſehen, daß dennoch Alles vergebens, und ich dennoch nach Z*** pilgern wollen, mich in dieſes Haus bringen laſſen, das ja gar im geringſten nicht die Büttelei, ſondern das ſchöne Gartenhaus ſey, welches der Fürſt dem treuen Diener geſchenkt.

Und hier ſpeiſe denn nun auch der Edle die alten wie die jungen Raben, und habe vorläufig ausgewirkt, daß ich für guten Lohn den Prinzeſſinnen Unterricht im Klavierſpielen ertheilen könne, bis das Beſſere für mich zur Reiſe gediehen.

Ich war bei dieſer Erzählung wie vom Donner gerührt, und unwillkürlich ſtreckte ich mit Margarethen die Hände nach der Thüre, und rief: o du edler Baſtian, vergib uns unſre Schuld, wir wußten nicht, was wir thaten!

Und ihr wißt auch jetzt noch nicht — fuhr der Kapelldirektor fort — was Baſtian thut.

Aber Gott vertraut, Herr Kantor! Es wird Alles zu einem herrlichen Ende gelangen! Morgen um neun Uhr gehen die Stunden bei den Prinzeſſinen an, und hier iſt was Weniges zur Uebung; ein Fortepiano wird auch gleich da ſeyn.

Kaum hatte er dieß geſagt, ſo ſchob ſich ein ſtattliches Inſtrument in's Zimmer und hinter demſelben

fragte wieder recht höhnisch der Bastian: wollen der Herr Kantor noch nach Z***?

Nein! Nein! rief ich — hier bleiben will ich, edler Wohlthäter, hier bleiben, fleißig seyn, und Sie mit meinen unschuldigen Würmlein segnen!

Hi, hi, hi, lachte der Alte, schnupfte ungebührlichst, und sagte: so sind denn nun auch der Herr Kantor des Arrestes quitt und können gehen, wohin es beliebt. Wenn aber dieselben vielleicht nicht gesonnen, bei dem Vetter in der Vaterstadt, oder beim Herrn Justizrathe einzusprechen, oder sich im rothen Kegel die Haut über die Ohren ziehen zu lassen, und es dem Herrn Kantor nebst Familie allhier in der Büttelei vielleicht besser gefällt, so mag derselbe auch gern bis auf Weiteres daselbst verbleiben.

O Du edler, Du guter Bastian! O Du armer Verkannter! riefen hier wir Alle, den ehrwürdigen Hoforganisten unterbrechend.

Herr mit dem Bilde!

Gib das Bild her, lieber Großvater! riefen die Enkelkinder, und streckten die Aermchen danach. Gebt das Bild! riefen wir Alle, und der alte Bastian ging nun unter Segnen und Küssen rings um den Tisch, und mit Blumen bekränzt wieder an seine Stelle.

Kinder und Freunde! sprach nun der Hoforganist ernst und gerührt: Ihr habt sehr Recht! Der Edle ist nun schon lange nicht mehr unter den Lebendigen! aber — — auch die Todten sollen leben! Unser Bastian soll leben im Himmel!

Hoch! hoch! hoch! riefen wir Alle und leerten die vollen Gläser.

Aber nun hört auch, fuhr der Hoforganist fort: was sich weiter begeben.

Meine Stunden bei den Prinzessinnen hatten den allerbesten Fortgang. An Essen und Trinken und aller Leibes-Nothdurft für mich und die Meinen fehlte es nicht. Margaretha nähte und strickte. Bastians belehrende und edle Gesellschaft verkürzte uns die Abende, wo ich dann gewöhnlich dem guten Alten wacker vorspielen mußte, und alle Sonnabende erhielt ich richtig meinen blanken Dukaten.

Freunde! das war ein Leben wie im Himmel! Aber einst, als ich wieder bei den Prinzessinnen war, und tapfer auf dem schönen Flügel phantasierte, stand auf einmal hinter uns — der Fürst!

Ich dachte, der Schlag sollte mich rühren. Aber der Fürst klopfte mich auf die Schulter, und sagte: Brav, Herr Kantor! Sie mögen auch einmal die Orgel in der Jakobskirche spielen.

Ach! das war schon lange mein sehnlichster Wunsch gewesen. Oft hatte ich des Sonntags neben der Orgelbank bescheiden gestanden, auf welcher der alte, zwei- und siebzigjährige Hoforganist gewaltig und mit Meisterkraft über das prachtvolle Werk herrschte, und wohl hatte ich mir schon die Behandlung und die Register gemerkt. Aber ich hatte noch nie den Muth gehabt, den grämlichen Hoforganisten um die Erlaubniß, ein Lied spielen zu dürfen, anzusprechen. Ich wußte es, Bastian hatte ihm meine Orgelvorspiele gegeben, aber dennoch war ich von dem Alten, den Gicht und Podagra hart peinigten, noch niemals, auch nur eines freundlichen Blickes gewürdigt worden.

Digitized by Google

Seit vierzehn Tagen hatte ihn nun schon das Chiragra völlig unfähig gemacht zu spielen, und Schulbuben pfuschten auf dieser majestätischen Orgel der ersten und Hauptkirche dieser Residenz.

Da, mit einem Male ließ mir der Hoforganist sagen, ich möchte kommenden Sonntag die Orgel spielen.

Gott, wie war ich glücklich!

Ich konnte den theuern Sonntag kaum erwarten.

Es war grade ein Festtag.

Das Volk strömte, und ich wußte, daß auch der ganze Hof in der Kirche sey.

O, mit welchen Empfindungen setzte ich mich auf die Orgelbank.

Mit welchen Empfindungen sah ich vorn an der Brustlehne des Chors die ganze fürstliche Kapelle, an ihrer Spitze den Kapelldirektor.

Aber Grausen und Schreck ergriff mich, als nun auch der alte, strenge Meister, der Hoforganist mir zur Seite trat, die rechte kranke Hand in Kissen eingebunden, und links der Bastian stand.

Erst hielt ich den langen tiefen Ton im Pedal, hierauf griff ich volle Akkorde des ganzen gekoppelten Werkes. Wie Sturm fuhr ich dann die chromatische Tonleiter durch alle Oktaven auf und nieder, und trieb die Wellen bis auf die höchste Spitze des Grausens und Entsetzens. Jetzt plötzlich war's still. — — Jetzt ließ ich die Pauken wirbeln, ganz allein und ohne alle Begleitung. Nun dröhnten wieder die vollen Akkorde, nun wieder die Solo-Pauken.

Nun endlich vereinigte sich Alles in einem rauschenden Doppelsatze, der die ganze gewaltige Kirche mit einer Masse von Tönen erfüllte, und das Lob und die Größe

des Allerhöchsten mit Donner- und Engelstimmen verkündigte, und so das „Allein Gott in der Höh' sey Ehr'" einleitete, das ich nun kräftig und bescheiden, aber ohne allen Flitterprunk und ohne alles burleske Vor- und Zwischengenudel spielte.

Nun kam die Musik.

Der Kapelldirektor legte mir den Generalbaß hin.

Es war ein großer, prachtvoller Psalm von Händel, der mit allem Pomp neuer Instrumentirung von einem höchst wackern Orchester aufgeführt wurde.

Ich spielte meine Stimme mit Präzision und Diskretion. Aber als ich im letzten langen und sehr brillanten Orgel-Solo nun meine große Kraft entfaltete, und dazu ganz sonderbare Register gezogen hatte, auch künstlich darein das Thema des ersten Satzes verflocht, bemerkte ich, daß der Hoforganist, der schon lange mürrisch herumgeschlichen, sich plötzlich entfernte.

Die Musik war zu Ende, und nun kam das Hauptlied. O Gott, es war ja mein geliebtes: Befiehl du deine Wege.

Vorher hatte mir der Kapelldirektor eröffnet, es sey hier Sitte, daß diesem Hauptliede immer ein sehr langes, ausgeführtes Präludium vorangehe, wo der Organist sich zeigen und ich daher mich dabei wohl eine Viertelstunde und darüber aufhalten könne.

Dieß ließ ich mir nicht zweimal gesagt seyn, zog alle Trompeten- und Posaunenbässe und begann, als der Oberpfarrer am Altare das letzte Wort des Evangelii gesprochen, mit einem majestätischen Adagio. Hierauf ließ ich mit dem linken Fuße im Pedal eine kräftige Fuge eintreten, die ich durch alle Stimmen und mit

allen Chikanen nach Art meines großen Lehrers durcharbeitete und glücklich zu Ende führte.

Plötzlich veränderte sich die Registratur.

Sanfte, aber rauschende Töne, wie Meereswogen durchwallten den weiten Dom, grollend murmelte das Pedal drein, und die Seele zagend und zitternd, von Angst und Zweifel ergriffen, wollte vergehen in den Tiefen des schäumenden Ozeans! da — hoch in den sonnigen Wolken erscholl die tröstende Engelstimme: Befiehl du deine Wege. Es war ja die vox humana, die ich gezogen, und wo ich nun auf dem obern Manuale mit der linken Hand die Melodie durchführte, indeß die rechte Hand und das Pedal figurirten.

Und so schloß ich denn das Präludium, indem ich grade bei dem letzten Satze der Melodie auf überraschende Weise das Glockenspiel eintreten ließ.

Kein Athemzug regte sich in dem unermeßlichen Gebäude. Bastian hatte schon lange höhnisch gelacht und sehr geschnupft; da — eben als ich nun das Lied selbst beginnen wollte — Gott im Himmel! — schoß auf einmal der Hoforganist hinter der Orgel hervor, auf mich zu, und rief mit donnernder Stimme:

Herunter von der Bank! Er — zu einem Schüler sich wendend — Er spielt das Lied!

Wie vom Blitz getroffen verließ ich die Bank. Ich glaubte Alles sehr gut gemacht zu haben, und mußte dennoch nun mich fortjagen lassen von einem Sitze, dessen ich nicht würdig war, und hören wie ein dummer Schulbube den herrlichen Choral versudeln durfte.

Wie ein armer Sünder schlich ich auf einen Schemel, der an der Orgel stand, und setzte mich zitternd und zagend. Niemand sprach mit mir. Bastian stand

still und verstockt an der Brustlehne, und die andern Alle vermieden mich, gingen weit vor mir vorbei und betrachteten mich mit scheuem Blicke.

Kaum konnte ich die Predigt aushalten. Was gepredigt worden, davon wußte ich kein Wort. Es war mir nichts gegenwärtig, als das Gefühl meines Unglücks und das höchst niederschlagende Grübeln darüber, was ich denn eigentlich nicht recht gemacht, und wie ich doch so gar dumm sey, mein Spiel selbst wirklich noch immer für gut zu halten. An ein ferneres Orgeln aber war nun gar nicht mehr zu denken, und zerknirscht schlich ich nach Hause, wo ich mit Thränen im Auge meiner Margaretha erzählte, wie gräulich ich mich heute blamirt, und daß nun wahrscheinlich die Herrlichkeit hier bald ihr Ende haben werde.

Kein Bissen schmeckte mir den Mittag. Ich hatte keinen Trost, denn Bastian war noch nicht nach Hause gekommen.

Da, um drei Uhr — nein, was sich nun ereignet, meine lieben Freunde, das ist ganz unmöglich zu beschreiben! Um drei Uhr traten der Kapelldirektor, der Hoforganist und Bastian in mein Zimmer.

Nun — dachte ich — nun wird's drüber hergehen, nun werden sie dich schütteln, — und wahrscheinlich fortjagen! Die Angst gab mir Kraft und Besonnenheit, und kecklich rief ich den Eintretenden entgegen: O, bemühen Sie sich nicht, meine Herren! Ich weiß es recht wohl, daß ich meine Sache miserabel gemacht, und daß ich nun gerüffelt werden soll! Aber wenn Ihr mir das Leben nehmt, ich kann es nicht besser machen, weiß auch nicht, wie dieß möglich, und spiele doch immer noch gescheidter, als Eure dummen Chorbuben.

Ein entsetzliches Lachen von allen dreien unterbrach mich, und der Kapelldirektor drehte mich rund herum, und rief: Kantor, seyd Ihr denn wirklich toll, oder thut Ihr nur so? Ihr habt ja heut', ohne daß Ihr es selbst wußtet, Eure allerbravste Probe abgelegt!

Kantor! — Ihr seyd ja nun Hoforganist zu St. Jacob!

Wie? — Was sagt Ihr! — — Probe? brav? — Hoforganist? — lallte ich, und sank auf den Stuhl.

Ei freilich — entgegnete Bastian, und entfaltete das fürstliche Patent.

Aber die Buchstaben tanzten vor meinen Augen, ich konnte kein Wort erkennen, und Margaretha stand sprachlos mit offenem Munde.

Nun so bitt' ich Euch doch um Gotteswillen, seufzte ich — Ihr gütigen Herren, thut mir doch den Gefallen, und gebt mir etliche recht derbe Ohrfeigen, daß ich aufwache. Denn wahrlich, das ist doch nur ein Schabernack von Traum.

Ei was Traum! entgegnete der Kapelldirektor. Hört wie Alles zugegangen, und dann mögt Ihr Euch die Ohrfeigen selber geben, daß Ihr gar so verblendet seyd.

Lange schon hatte Euch der Bastian unserm gnädigen Herrn zum Substituten unsers würdigen kranken Hoforganisten vorgeschlagen, und da dieser selbst längst gewünscht, sich zur Ruhe setzen zu dürfen, seinen Posten aber nur einem tüchtigen Meister übergeben wollte, so kam, da der Hoforganist Eure Orgelvorspiele geprüft und dem Fürsten höchlich gelobt hatte, Alles nur darauf an, zu erfahren, ob Ihr dem Werke auch praktisch gewachsen wäret. Darum — fuhr der alte Hoforganist

fort — darum ließ ich Euch auch nicht gleich spielen, damit Ihr allererst das Werk und die Register kennen lernen solltet. Und darum wurde auf heut Eure Probe anberaumt, ohne daß Ihr es wußtet, damit Euch die Hasenfurcht nicht die Knochen lähme.

Und darum — nahm der Kapelldirektor wieder das Wort — darum führte ich heut den großen, schweren Händelschen Psalm auf, der eine wahre Doktorprobe für einen Organisten ist. Was Ihr mit Eurem Spiele gewirkt, mögt Ihr am besten aus dem beurtheilen, was hier mit unserm würdigen Hoforganisten vorgegangen.

Kaum waret Ihr herunter von der Orgelbank, so packte mich der mit der linken Hand, und drängte mich, mit ihm nach Hause zu gehen, und einer Exekution beizuwohnen.

Ich wußte nicht, was er wollte, aber ich ging mit.

Kaum eingetreten in sein Haus, rief er mit gräßlicher Stimme: Weib! Ein Beil her!

Ein Beil? — fragte die gute Frau erschrocken — ein Beil, Mathäus? Was willst Du damit, was ist Dir?

Ein Beil, sage ich! Ich will mir die unnützen Knochen weghauen. Weib, sag' ich Dir, Du hast noch in Deinem Leben nicht Orgelspielen gehört! Mein Genudel — altväterisches schales Zeug gegen den Andreas! Und eben darum will ich auch keine Taste mehr anrühren, und thun, wie in der Bibel steht: ärgert dich deine rechte Hand, so haue sie ab, und wirf sie von dir!

Und hat mich nicht der Kerl ordentlich zum Kinderspott gemacht? Hat nicht Dein alter Mann hinter der Orgel beim Balkentreter gesessen und geweint wie ein Narr, daß ihn der Bock gestoßen, als die schlechte Seele

vorn auf der Bank den Choral mit der Vox humana figurirt?

O Weib! hätte ich ihn auch das Lied noch spielen lassen, wer weiß, was er für Excesse begangen hätte, und ob ich ihm nicht dann vielleicht vor der ganzen Kapelle hätte um den Hals fallen und mich totaliter blamiren müssen! Aber so ließ ich den Habakuk spielen, und gewann nach etlichen falschen Quinten und Oktaven Frist, mich möglichst zu fassen.

Aber — wenn ich mir's genau überlege — hackte ich mir auch die Finger ab, und würfe sie von mir, würde das dem braven Andreas was helfen? Darum — Kapelldirektor — kommt nur flugs auf's Schloß! Die Kirche ist aus, und die Sache muß in Richtigkeit!

Du hast Recht, alter Freund, antwortete ich, und fort ging's zum Fürsten, bei dem wir, als wir gleich vorgelassen wurden, schon den Bastian trafen.

Der Fürst war mit Eurem Spiele überaus wohl zufrieden, und ließ Euch auch auf der Stelle hier das Patent als substituirter Hoforganist zu St. Jacob mit allem Gehalt und Emolumenten ausfertigen, hier unsern alten Freund aber mit dem vollen Gehalte pensioniren.

Wie Schuppen — Ihr lieben Freunde — fiel es bei dieser Relation des Kapelldirektors von meinen Augen.

Ich war wirklich und wahrhaftig Hoforganist. Wie toll tanzte ich nun in der Stube herum, und umarmte bald den Bastian, bald den Kapelldirektor, bald die Margaretha, bald den Hoforganisten, bald den Ofen!

Es wurde Wein gebracht, und in der ganzen Residenz gab es keine glücklichere Menschen, als uns. Wir waren so fröhlich, wie wir es heute sind.

Aber alle jene guten Menschen fehlen heut.

Ehe noch ein Jahr verging, begruben wir den ehrlichen Hoforganisten, und Bastian veranstaltete es wieder gar trefflich, daß ich grade am siebenzehnten Dezember, grade ein Jahr darauf, als ich beim Meister Kilian mit ihm Bekanntschaft gemacht, förmlich in mein Amt installirt wurde. Da hättet Ihr mich erst hören sollen, wie ich das alte Werk zusammen arbeitete! War ich doch nun fest im Brode, hatt' ich doch überall Ansehen und Ehre! Wahrlich, ich orgelte wie ein Löwe!

Zwei Jahre drauf ging auch der edle Fürst zu seinen Vätern, und der gute Bastian folgte ihm, treu, wie immer, bald auch im Tode.

Auch der Kapelldirektor ging heim, aber er hinterließ uns an seiner Stelle den wackern Sohn.

Der Lederhändler verdarb, der Justizrath starb, wir aber — Freunde! wir leben noch, und wollen, wenn es Gott gefällt, das Leben erst recht genießen! Bin ich doch gegenwärtig erst ein liebenswürdiger Junge von fünf und sechzig Jahren! Nicht wahr, Margaretha? Und unser Fürst, unser gnädiger Großherzog wird, wenn ich etwa ja —

Zwei Bedienten in reicher Hof-Livree unterbrachen hier den fröhlichen Alten. Sie trugen herein in's Zimmer einen schweren Korb, und der eine überreichte dem Hoforganisten ein Billet des Großherzogs, das der Alte mit zitternder Hand entfaltete — und indem wir Alle ehrerbietig aufstanden — uns Folgendes vorlas:

Mein lieber Hoforganist!

Es ist mir nicht unbekannt geblieben, welchen vergnügten Tag Sie heute erlebten. Darum schicke ich Ihnen

hierbei einen Korb von meinem guten Sillery, und wünsche uns Beiden das Glück, Ihr funfzigjähriges Amtsjubiläum feiern zu können, wo Ihnen dann sprechendere Beweise der Zufriedenheit zu Theile werden sollen, von Ihrem

wohlaffektionirten ꝛc.

Und nun brach der ungebundene Ruf los: Es lebe Seine königliche Hoheit, unser Großherzog, unser verehrter Landesvater! Hoch! hoch! hoch!

Die Champagner-Pfropfe flogen, und vor unendlichem Jubel vermochte Keiner sein eignes Wort zu hören. Zungen lallten, aber desto beredter sprachen die funkelnden Augen.

Der gutmüthige Hofprediger glühte wie eine Pfingstrose, und vermochte weiter nichts mehr, als zu lachen und sich zu wundern. Der Kapellmeister hatte den alten Gewürzkrämer um den Hals, und beide weinten vor Liebe und Güte.

Da klopfte plötzlich der Hoforganist mit dem Messer an ein Glas und rief: Stille! Stille! meine Freunde! — Es fehlt noch Jemand in der Gesellschaft, und der muß nun auch herzu.

Margaretha! — noch lebt ja die treue Pudelmütze!

Herein! riefen wir Alle, herein mit der Pudelmütze!

Da brachte die gerührte Hausmutter die Mütze auf einem Präsentirteller, und setzte sie mitten auf den Tisch.

Mit einem Male waren wir nüchtern und still, und ich erhob mich und begann feierlich!

Heute vor sechs und zwanzig Jahren bist du geboren, o Pudelmütze! Du bist zwar nur eine der geringsten aus Kilian Brustflecks Kürschnerei; aber du wareſt das

Werkzeug des himmlischen Vaters, der durch dich seine unglücklichen, zagenden Kinder zum Glücke führte; und wie weit hinter dir stehen deine ehemaligen Brüder und Schwestern, die Fee-, Zobel-, Fuchs- und Baranken-Mützen, die längst ins Reich der Vergangenheit versunken sind, und deren Niemand mehr gedenkt, ob sie gleich einst sich um gar Vieles besser dünkten. Klein und unbedeutend mochtest du scheinen, aber an kleine Ursachen knüpfen sich oft große Erfolge. Ist auch das Leben des Verehrten, dessen Haupt du einst wärmen solltest, keine Haupt- und Staats-Aktion; so war doch das, was durch dich herbeigeführt worden, wunderbar und segenvoll. Darum lebe noch lange, o Pudelmütze! Fern sey im sichern Schranke von dir die verderbliche Motte und die nagende Maus, fern der spielende Mops und der pfötelnde Kater, und Enkel und Großenkel mögen noch in späten Jahren sich bei deinem Anblick dessen dankend und liebend erinnern, der dich zuerst getragen!

Amen! rief die ganze Gesellschaft. Vivat, es lebe die Pudelmütze! Alle Mützen in der ganzen Welt sollen leben! Der Großherzog soll leben! Bastian soll leben! Der wackere Wirth und die Mutter sollen leben! Die Orgel soll leben! Alles soll leben! schrien wir im tollen Jubel durch einander, und tranken und lachten und sangen und waren selig, bis — — — spät nach Mitternacht ein Jeglicher tanzte, sprang, schlich oder taumelte nach — Bethlehem.

Pierre Rhode.

Der berühmte Violinvirtuos Peter Rhode wurde 1774 am 26. Februar zu Bordeaux geboren, und zeigte von Jugend auf die glücklichsten Anlagen für die Tonkunst, insbesondere für die Violine. Sein erster Unterricht war nur mittelmäßig. Desto glücklicher war er in Paris, wohin er sich 1787 begab. Viotti nahm sich seiner väterlich an, und unterrichtete ihn. 1790 ließ ihn sein Meister zum ersten Male im Theater de Monsieur öffentlich auftreten; er spielte seines Lehrers 13. Concert und wurde noch in demselben Jahre als Führer der zweiten Violine in dem vortrefflichen Orchester des Theaters Feydeau aufgenommen, wo er sich mit mehren Concerten Viotti's in der heiligen Woche hören ließ. Am meisten entzückte das 18. Concert Viotti's, der Composition und des Vortrags wegen. 1796 unternahm er seine erste Kunstreise nach Holland und Hamburg mit dem berühmten Sänger Garat. In Berlin spielte er vor Friedrich Wilhelm II. und schiffte sich darauf in Hamburg ein, um seine Vaterstadt zu begrüßen. Vom Sturm an Englands Küste geworfen, kam ihm der Wunsch, seinen Lehrer und Freund Viotti wieder zu

ſehen: er begab ſich nach London, wo er Alles aufbot, um ſich öffentlich hören zu laſſen. Obſchon er ſein Concert zum Vortheile der Wittwen und Waiſen gab, ſo war es doch nur ſehr wenig beſucht, des Nationalhaſſes wegen, den man auch auf die Künſte übertrug. Verdrüßlich reiſte er nach Hamburg zurück, gab auf ſeiner Heimkehr durch Holland und die Niederlande häufige Concerte, die ſeinen Ruhm erhöhten. In Paris angekommen, wurde er zum Profeſſor der Violine am Conſervatorium ernannt, das eben durch einen Beſchluß des Convents errichtet worden war. Er verweilte jedoch nur kurze Zeit und reiſte nach Spanien, nachdem er ſich mit glänzendem Erfolg in den berühmten Concerten des Feydeau hatte hören laſſen. In Madrid befreundete er ſich mit Boccherini, der ihm die Inſtrumentation zu mehreren ſeiner Concerte ſchrieb, namentlich zu dem ſechsten in B. 1800 wurde er Solo-Violiniſt der Hauskapelle des erſten Conſuls. (Dieſe Angabe ſtimmt nicht mit Gerber's Nachrichten überein, der die Einrichtung der Kammermuſik des erſten Conſuls erſt 1802 anſetzt, zu deren Concertmeiſter R. ernannt wurde. Es kommt auf das Genaue dieſer Jahres-Angabe zu Abweiſung oder zu größerer Wahrſcheinlichkeit bald darauf ſich verbreitender Vermuthungen über mehre Pariſer Virtuoſen etwas an, von denen man ſich erzählte, daß ſie nicht bloß um der Muſik willen fremde Länder beſuchten. Auch ſcheint es nicht, als ob Rhoden die vortheilhaften Anträge des ruſſiſchen Hofes ſchon in Paris gemacht worden wären. Denn bei ſeinem Abſchieds-Concerte in Paris im Dezember 1802 wurde er noch als „erſter Violiniſt bei der Privatmuſik des erſten Conſuls" angeführt; ſeine Reiſe nach Petersburg war auf vier Monate beſtimmt; bei ſeinem Con-

certe in Leipzig am 22. Febr. 1803 nannte er sich noch „Concertmeister des ersten Consuls und Lehrer am Conservatorium in Paris;“ ferner hielt er sich in Deutschland noch bis zum October auf. Erst zu Anfang des Jahres 1804 kam er in Petersburg an, wo er den Kaiser Alexander so entzückte, daß ihn dieser mit einem Jahrgehalt von 5000 Rubel nebst eben so bedeutenden Vergünstigungen auf immer als ersten Violinisten anstellte). Diese Zeit war seine glänzendste in jeder Hinsicht. Den größten Enthusiasmus erregte sein siebentes Concert. Die vortheilhaften Anträge des russischen Hofes bestimmten ihn 1803 mit seinem Freunde Boyeldieu nach St. Petersburg zu gehen. Hier ernannte ihn der Kaiser Alexander zu seinem ersten Violinisten, ohne alle weitere Geschäfte, als die des Concertspiels bei Hof und im Theater. Das Aufsehen, das sein Vortrag bei Hof erregte, läßt sich schwer beschreiben, und sein Ruf wuchs während seines fünfjährigen Aufenthalts daselbst. (In dem ersten Jahre war das Entzücken über sein großartiges und höchst gefühlvolles Spiel so außerordentlich, daß er auch selbst harte Gemüther bewegte. Allein in den letzten Zeiten scheinen ihn die politischen Spannungen und ein gewisses, wenn auch wahrscheinlich sehr ungegründetes Mißtrauen schwer niedergebeugt zu haben. Wenigstens äußerte R. selbst, daß er in Petersburg keinen einzigen Freund als den Kaiser gehabt habe. Auch wurde bereits im Ausland, bei seiner Rückreise der hohe Schwung und die früher so hinreißende Kraft seines Spiels schmerzlich vermißt. Der Verdacht, den ein nicht geringer Theil auf ihn geworfen, hatte seinen Geist wie seinen Leib ermattet). Er erschien wieder in Paris und trat im Concerte des Odeons gegen Ende

des Jahres 1808 auf. Der Zuſammenfluß von Menſchen war überaus groß, allein die Erwartungen der Verſammlung wurden nicht ganz erfüllt. Immer war es noch dieſelbe Reinheit des Tones, dieſelbe ſchöne Bogenführung, derſelbe Geſchmack, aber Glanz und Begeiſterung hatten abgenommen. Der Mangel des gewohnt lebhaften Beifalls verwundete ihn ſo, ſcheint es, daß er nicht wieder öffentlich auftrat. Nur vor Freunden ſpielte er noch; und nichts war reizender, als ſeine Quartetten, die er mit Baillot und Lamarre vortrug.

1811 unternahm er von Neuem eine große Kunſtreiſe durch Deutſchland, Oeſtreich, Ungarn, Steyermark, Böhmen, Baiern und die Schweiz. In Wien ſchrieb Beethoven für ihn die köſtliche Romanze für die Violine, die Baillot mit ſo außerordentlichen Erfolgen in den Concerten des Conſervatoriums zu Gehör brachte. 1814 ließ er ſich in Berlin nieder, und gab bei ſeiner Ankunft ein Concert für die Armen. Von da an lebte er ganz zurückgezogen im Schooße ſeiner Familie. Nach beendigten Geſchäften ſeines (theils erheiratheten) Vermögens wegen ging er nach ſeiner Vaterſtadt zurück, und blieb daſelbſt bis 1818, wo er eine Reiſe nach Paris unternahm, die leider ſeinen Tod beſchleunigte. Seit zwölf (vielmehr 9 bis 10) Jahren war die Herausgabe ſeiner Werke die einzige Beziehung geweſen, in welcher er noch mit dem Publikum ſtand. Gern glaubte er den Verſpiegelungen ſeiner Freunde, daß er von ſeinem Talent nichts verloren habe; den Vergleich mit Anderen kannte er nicht mehr und die nöthige Nacheiferung war verloren. Verlangend, wie ein Jüngling, ſtrebte er, ſich wieder in Paris öffentlich hören zu laſſen. Sein Erſcheinen war ein Feſt für ſeine alten Bewunderer, das

ſich durch den Erfolg bald in Schrecken verwandelte, Bogenſtrich und Finger waren furchtſam; nur mit Vorſicht gab ſich der Künſtler dem Schwunge ſeiner Phantaſie hin; ungeachtet der eigenen Täuſchung hatte er in ſich ſelbſt das Vertrauen auf ſeine Kraft verloren. Aus Achtung vor ſeinem Rufe applaudirte man zwar, allein nur wie aus Pflicht, nicht in Begeiſterung. R. fühlte den Unterſchied der jetzigen und ſonſtigen Zeit und begriff zum erſten Male, daß er nicht mehr ſey, was er geweſen war. (Das muß von Frankreich verſtanden werden, denn im Auslande war ihm dieſe traurige Erfahrung ſchon geworden). Der Schlag kam ihm unerwartet; mit zerriſſenem Herzen reiſte er ab; der Kummer, der ihn nicht verließ, griff ſeine Geſundheit an. Gegen das Ende des Jahres 1829 traf ihn ein Schlag, der einen Theil ſeines Körpers lähmte und ſogar das Gehirn angegriffen hatte. Der Zuſtand der Entkräftung dauerte fort und rieb endlich am 25. November 1830 ſein Leben auf. Trotz dieſer Künſtlerreizbarkeit, wovon er gegen das Ende ſeiner Tage ſo traurige Proben gegeben, war Rhode doch ohne Stolz ſelbſt in der Zeit der lauteſten Anerkennung. Nie ſprach er von ſich ſelbſt, bewunderte aufrichtig jedes wahre Talent, und liebte leidenſchaftlich das Schöne jeder Art. Eiferſucht und Ränkeliſt, die leider auf der Künſtlerbahn ſo gewöhnlichen, waren ihm fremd. Warme Freundſchaft vereinte ihn mit Baillot, ſeinem Nebenbuhler, ohne Wanken. Jeder ſorgte für den Ruhm des Andern; jeder begleitete die Soloſätze des Andern, und Lamarre ſchloß ſich an ſie an.

Auch als Componiſt verdient er eine ausgezeichnete Stelle, obgleich ſeine muſikaliſche Erziehung für ſchrift-

liche Darſtellungen vernachläſſigt war; aber ſeine Melodieen haben eine vorzügliche Lieblichkeit, der Plan ſeiner Sätze iſt gut aufgefaßt und voll origineller Züge. Seine Concerte ſind von allen Violinmeiſtern geſpielt worden und aller Welt bekannt.

Anekdote.

Sind Sie muſikaliſch, mein Fräulein?
„O ja!“
Singen Sie?
„Nein.“
Spielen Sie das Pianoforte?
„Auch nicht.“
Etwa die Harfe?
„Die iſt nicht mehr Mode.“
Alſo wohl die Guitarre?
„O nein — aber die Drehorgel.“

Beethovens A-dur-Symphonie.

(Aus den Briefen eines Unglücklichen, von E. Ortlepp.

Am 21. November.

Noch bin ich berauscht von Entzücken! Meine Seele hat sich einmal wieder auf großen Flügeln emporgeschwungen über den niedern Luftkreis der Nebel und und Wolken — tausend Gefühle fuhren wie aus tiefen Träumen in meinem Busen auf, und alle Bilder in meiner innern Welt jagen rascher durcheinander. Ein enthusiastischer Taumel, eine süße Verwirrung, die aus zahllosen Farben, Strahlen, Tönen, Gedanken und Phantasieen besteht, möchte sich so gern zu einer einzigen großen Totalempfindung gestalten — aber es stürmt und brauset zu sehr in mir — der Genius, der vor mir steht in seiner geheimnißvollen Alles überstrahlenden Herrlichkeit, ist ein Gigant, der mir Schrecken einflößt, und zugleich ein Proteus, der durch seine Zaubereien jedem Versuche trotzt, ihn zu fesseln.

Du ahnst schon, daß ich wieder von ihm rede, der wie durch ein Wunder stets mein ganzes Wesen überwältigt, der mir die tiefsten Räthsel meiner innern Welt erschließt, und mir dann wieder neue vorführt, über denen ich versinke und brüte, der wie der über den Was-

fern ſchwebende Gottesgeiſt mit ſeinem allmächtigen Hauch alle Wellen der Bruſt bis an die Sterne emporthürmt und wieder in den Abgrund ſtürzt — von ihm, der mir abſtreift alles irdiſche Weſen wie dürres Laub von den Bäumen, und mich hineinreißt in die Regionen des unbekannten Geiſterreichs und in die Unendlichkeit; von ihm, der mich ſtets mit der höchſten Begeiſterung, mit der höchſten Sehnſucht und zugleich mit der höchſten Befriedigung erfüllt, von ihm, den ich mit einer heiligen Verehrung betrachte — von dem gewaltigen Beethoven!

Ich war in dem Concert, und habe heute wieder ſeine A—dur-Symphonie gehört. Noch klingen mir die durch alle Wechſel des Tages und der Nacht, des Grauens und Entzückens ſchreitenden Melodieen in der Seele fort, und übertäuben mit ihrem allmächtigen Zauber Alles, was ich darüber zu denken und zu ſchreiben verſuche. Wie ergriffen mich ſogleich die erſten heitern Akkorde des einleitenden sostenuto in A — dur, die mich durch das D — wunderbar nach C — und F — dur hinüberzogen! Und im Moment wieder der Rückſturz in E — und A — dur! Ich war ſogleich in die Beethovenſche Welt verſetzt; der Geiſt der ganzen Symphonie ſtand ſchon vor mir; ich konnte ſchon aus dieſem Anfang alle folgenden Räthſel vorausſehen und begreifen. Und dann die wie in Erwartung vom Piano zum Crescendo nach den Gipfeln der Fortiſſimo's emporſteigenden Akkorde, die mit dem gewaltigen einſetzenden Riß der Bäſſe die Seele gleichſam immer von neuem packen, bis ſie nach dem Umherirren ausruhend verweilen in dem ſehnſüchtigen Dolce in C — dur — doch es iſt nur eine kurze ſüße Träumerei — ſie ſchreiten wieder fort in ihrem heroiſchen Gang — ſie verlieren ſich in ſchroffe Abgründe

— das Gemüth wird von mächtigem Schauder ergriffen — doch da erklingt wieder das süße Echo jenes Dolce in F — dur, und erscheint wie in einer wilden felsigen Gebirgsgegend eine sanfte, von Sonnenlicht bestrahlte Landschaft — waren es heraufziehende Wetter, die vorher so stürmten? Waren es Wasserfälle? Noch erklingt ein fernes Tosen — doch es beruhigt sich mehr und mehr — es wechselt mit heitern, schmelzenden Harmonieen — und auch diese tönen leiser und leiser — endlich nur noch einzelne Klänge, die mit humoristischem Lispeln sich echoähnlich antworten und zu ersterben drohen.

Aber siehe da, sie werden lauter und lauter, noch klingen sie imunisono fort, aber rascher und rascher, es treten ihrer mehrere hinzu, und so entwickelt sich gleichsam aus dem Nichts, in das die Musik schon aufgelöst schien, das Thema der lieblichsten, fröhlichsten, heitersten Melodie, mit der nun den ganzen Satz beherrschenden, simpeln, aber Schwung und Bewegung athmenden Figur. Das Gesuchte ist gefunden, der Haltpunkt des Ganzen und sein Charakter sind gewonnen. Nun waltet das fröhlichste Leben; doch streifen sonderbare Wolken hinein! Wir werden unerwartet in H — dur, und durch das uns fremdartig berührende Gis — dur und Cis — moll, sogar nach Dis — dur und Gis — moll fortgerissen — es will uns fast unheimlich zu Muthe werden — doch der wunderbare, interessante Weg führt uns in das freudige C-dur zurück — noch einmal sehen wir uns plötzlich wieder in das C — dur gestürzt — es plagt uns ein etwas holpriger Pfad — aber plötzlich stehen wir auf dem freien, offnen Gipfel — triumphirend jubelt das Fortissimo in E — dur auf — der Geist fühlt reines Entzücken — nur das Pianissimo in F — dur erinnert ihn noch zweimal einen

Takt hindurch an die zurückgelegten seltsamen Gänge — doch eben da er nun auszuruhen gedenkt, sieht er sich auf einer Leiter zwischen zwei Abgründen schweben — und die bizarre Sprungfigur setzt ihn in neue Erwartung der Dinge, die da kommen sollen.

Doch was klebe ich an der äußern mechanischen Struktur eines Kunstwerkes, bei deren Zergliederung uns so leicht der göttliche und ätherische Gehalt entschlüpft! Wer will diesem geheimnißvollen und unergründlichen Tongenie folgen auf allen den labyrinthischen Krümmungen, auf denen er uns tiefer und tiefer hinabzieht in das Reich der Natur- und Seelenmysterien, die nur für das Herz sind und für die unmittelbare innere Anschauung, und die nur die Ahnung recht in sich aufzunehmen vermag! Und doch kann ich mich nicht losreißen aus dem wunderbaren Zauberkreise, in den ich mich gebannt fühle. Wie das Vivace des ersten Theiles mit dem eintönigen in Achteln fortklingenden G, so beginnt der zweite symetrisch wieder mit dem simpeln in Achteln abgestoßenen und gleichsam tanzend voranhüpfenden G, das nach und nach die Terz, Tonika und Octave dazunimmt, und in das C — dur herabfällt — in derselben Figur gehen nun Baß und Sopran auf einander los — sie nähern sich, doch wo sie sich treffen wollen, fliegen sie wieder auseinander, bis sie einander fassen und nun in vereinigten Akkorden fortklingen — dann beginnt wieder die Neckerei — sie jagen einander in nachäffenden Oktaven abwärts — springen beide aus der tiefsten Tiefe einmal herauf — dann treiben sie wieder das vorige Spiel, bis sie endlich erstaunt sich durch ihre tollen Sprünge an einen ihnen fremden Ort versetzt sehen — das schroffe Cis wird zum weichern Des, und führt sie

lächelnd in das freundliche F — dur, wo sie sich wieder heimischer fühlen, und sich in seltsamer Verschlingung der Melismen, nicht wie vorhin, spöttisch, sondern auf eine freundschaftlichere Weise necken — ein wunderbarer Anstrich von Melancholie, eine mit Innigkeit umhersuchende Beklemmung findet sich ein — Baß und Sopran irren wechselsweise mit symmetrischem Ausdruck des Verlangens nach demselben Ziel, von heftigerm und heftigerm Drang entzündet weiter und weiter — endlich rufen sie mit vereinter Stimme hierhin, dorthin — vergebens! — sie rufen nochmals mit voller Kraft im höchsten Schmerz — aber jedesmal verhallen ihre Töne in's Thal hinab — sie steigen unmuthig, sich anfassend, in gleichem Schritt, in den Oktaven, über Dornen, Klüfte und Felsen noch höher nach dem Gipfel — dort tritt ihnen die verlorne und schmerzlich gesuchte Melodie wieder entgegen — der Sopran faßt sie, und der Baß macht vor Freude lustige Capriolen — sie finden die Melodie heiter — aber jetzt verdüstert sich ihr Antlitz — sie fällt aus dem D — dur in das D — moll — ach, und nun die Stelle, die mit träumerisch-hinschmelzender Sentimentalität, wie in süße Erinnerung verloren, hinüberklingt in's B — dur — und dann wieder in klagenden Schmerz sich verliert — o laßt mich hier aufhören — wer könnte das wohl malen! Auch bin ich ja nun an einem Ziele — denn das Thema kehrt wieder, und die Sätze des ersten Theiles weben sich nun denen des ersten entsprechend fort.

Was soll ich vor dem Allegretto in A — moll sagen? Wie tiefschwermüthige Stimmen aus dem Grabe, wie hohle Geistertöne klangen mir die klagenden Baß-Akkorde in das Ohr — es schien mir Mitternacht um mich her — die langgezogenen Töne der Violons und Cellos gossen

mir Schauer und tiefe Melancholie ins Herz — jetzt klingt es heller und näher, die Bratschen und Violinen treten, deutlicher sprechend hinzu — und mehr und mehr der mitweinenden und seufzenden Stimmen finden sich ein — und endlich bricht es aus wie ein Sturm — ich höre, das ist die Sprache des Schmerzes und der Verzweiflung — es erklingt der Schrei des Jammers in seiner ganzen, die Seele niederschmetternden Gewalt. Doch da fällt wie süßer, besänftigender Mondstrahl in die grausenvolle Nacht des Schmerzes die himmlische sanfttröstende Melodie in A — dur — ein leuchtender Engel weht Frieden auf den Kirchhof herab, den der Sturm umheult — der Orkan schweigt — es erwachen in der Seele beseligende Erinnerungen einer himmlischen Vergangenheit — ach, sie blickt in ein fernes paradiesisches Land, wo sie unter Blumen umherflog, wo sie die unbekannte Sehnsucht nach der Schwester fühlte, wo sie im heißen unendlichen Liebesdrang sie suchte und — fand, und in die Arme schloß und Wonnethränen weinte — aber ach! die schöne Zeit ist längst dahin! Schwermüthig ruft sie aus: „Was erinnert ihr mich doch, grausame Töne an jene süßen für immer verlorenen Empfindungen? Ich habe ja nichts mehr! Mir ist ja Alles dahin! Seht, diese welken Blumen! Ich trage sie als Symbole meiner verdorrten Freuden, und eine darunter bedeutet das Liebste, was ich auf der Welt besaß! Ach, das ruhet längst in seinem kühlen Grabe; ihr könnt mir's nicht erwecken! Und ihr könnt mich auch nicht trösten! Drum laßt mich weinen, was ich weinen kann, malt mir keine Hoffnungen vor, an die ich nicht mehr glaube — ich bin unglücklich — mein einziges Entzücken ist es, mich ganz in die Tiefe meines Schmerzes zu verlieren!“

Selbst hier erscheint in dem kurzen von den Violinen eröffneten Fugensatze ein Anflug von Humor — doch er kann in dem tragischen Gebiete nicht viel ausrichten gegen den gewaltig wiederkehrenden Schmerz. Noch einmal tönt die sanfte Melodie des Trostes — aber hier ist kein Trost — die Verzweiflung hat zwar ausgetobt — doch ihre Ruhe ist die Ruhe des Grabes — sie haucht, am Boden liegend, matt und erschöpft, noch einzelne Seufzer — blickt einigemal gen Himmel mit dem Ausruf:

„Dort ist Friede!" — und stirbt!

Aus dem einen Extrem führt das durch und durch humoristische Presto in das andere. Hier ist wieder die ausgelassenste Freude, die aus dem F — dur gleich in das D — dur hinüberspringt. Ach, und das herrliche Assai meno presto in D — dur! Diese seelenvolle Innigkeit darin! Und dann diese hinreißende Allmacht, wo es sich zum Fortissimo steigert! Das bildet so recht den Gegensatz gegen den hüpfenden und tändelnden Charakter des Presto, in welches es durch einen wunderbaren Uebergang wieder zurückkehrt. Hier ist lauter Humor und Laune; das Assai meno Presto will zu Ende noch einmal wiederkehren; da wird es durch den alleroriginellsten Schluß, der existirt, plötzlich abgeschnitten.

Im letzten Satze jauchzt nun das ganze Orchester in vollem Jubel! Da ist lauter Leben und Alles nach sich reißende Lust! Zwar wollen sich in den bizarren Ausweichungen düstere Elemente eindrängen — ja, es jagen mitunter grauenvolle dämonische Schatten durch den Sonnenschein — aber der Geist des muntern Frohsinns

sieht in ihnen nur vorübergezogene, abseitwärts donnernde Gewitter, und tummelt sich fort und fort im wilden, ausgelassenen Tanz. Endlich ist er erschöpft — er fühlt sich lahm, er hinkt, er plagt sich, zu springen, aber er bringt sich nicht empor — er seufzt, er schöpft tief Athem — alle seine Kraft ist dahin — bis er sich wieder sammelt — er versucht leichte, scherzhafte Bewegungen — sie stocken — er wiederholt seine Bemühung — er muß nochmals pausiren — endlich fühlt er sich wieder stark und rasch, und nun reicht seine Kraft aus, unter Jubel und tanzenden Sprüngen an das Ziel zu gelangen.

Ach, daß ich doch einmal in meinem Leben Muße hätte, Beethovens unendliches Genie tiefer zu ergründen! Ich habe mir zwar meine Ideen gebildet; doch ich möchte sie noch erweitern. Wenn Hoffmann meint, Beethoven bewege vorzugsweise die Hebel des Schauers, des Entsetzens und des Schmerzes, so zeichnet er meines Erachtens die Eigenthümlichkeit des hohen Meisters zu einseitig. Auch diejenigen, die ihn als den Künstler der Dissonanzen betrachten, tappen an seinem äußern Wesen hin, ohne in die Tiefen desselben hinabzudringen. Näher trifft Hoffmann, wo er ihm Romantik zuschreibt. Doch auch dieser Begriff ist nicht hinreichend, um seine Art zu charakterisiren, und nur der Humor muß als die Basis derselben angenommen werden. Der Humor nämlich in jener tiefen idealen Bedeutung, wo das Wort ebensowohl die tausend Variationen des Schmerzes als der Freude in sich begreift, und wo selbst Ahnungen, Träume und Wahnsinn ihre wunderbare und geheimnißvolle Rolle spielen. Es zieht uns ein mächtiger Drang

in die Regionen des Ungeheuern, Unheimlichen, Ueberſinnlichen und Unendlichen hinaus, und das führt zu dem romantiſchen Welt-Humor, einem Myſterium für den Ungeweihten, doch denen verſtändlich, die tiefer eindrangen in Tiecks und Jean Pauls wunderbare Schöpfungen. Aus dieſem ſind Beethovens Werke entſprungen.

Anekdote.

Als nach der Vorſtellung Reichardts vor Friedrich II. Erſterer im Begriff war, das gewöhnliche Zeichen zum Abſchiede mit Lüftung des Huts zu geben, ſagte der König noch: Wie heißt er doch? — Reichardt. — Ja, ſeh er man, da kann er nun componiren, was und wie er will; von dem deutſchen Namen wirds doch keiner glauben, daß da was rechts daran iſt; er kann ſich ja Ricciardetto oder Ricciardini nennen, das klingt gleich ganz anders. Reichardt erwiederte aber ſogleich: Ew. Majeſtät, ich bin viel zu ſtolz darauf, ein Deutſcher und Ihr Unterthan zu ſeyn, als daß ich meinen Namen gern italieniſirte. — „Na, na!“ ſagte der König, mit verbiſſenem Lächeln: Das hat auch eben keine Eil!“ Und ſo blieb es denn auch dabei.

Digitized by Google

Mozart mit Shakeſpeare verglichen.

Man hat an Shakespeare gerühmt, und man kann es eben ſowohl an Mozart, daß ihre Kunſtſchöpfungen auch auf das Volk Eindruck machen, daß ſie auch den Ungebildeten Freude und Ergötzung gewähren. Von Mozart's größeren Werken hat wohl nur die Zauberflöte wegen ihrer durch die meiſten Parthieen verſtreuten Anmuth, die die höchſte Pracht gleichſam ſchonend verſchweigt, allgemein gefallen. Den Don Juan ganz zu genießen, iſt ſchon mehr vonnöthen, aber man genießt ihn wie den Hamlet, Macbeth, Romeo; man ahnet dunkel die lebendige Größe, die göttliche Kraft, mit der hier die Geiſterwelt in die irdiſche tritt, um ſie zu zerſtören. Idomeneo, Così fan tutte und Figaro haben dem Volke nie ganz behagen können, ſo wie Göthe's Taſſo, Iphigenie, Egmont und Claudine von Villabella.

Auch das Wunderbare wird bei Shakespeare faſt immer muſikaliſch vorbereitet, und dieſes Dichters Geiſter ſind gleichſam umgeben von ſeltſamen Tönen, durch die ſie von der lebendigen Welt geſchieden werden, und die ſelbſt zu dem nüchternſten Gemüthe mit jenem ſüßen Schauder reden, den außer ihm noch Niemand hervor zu rufen

vermochte, als Mozart im Don Juan. Mozart ist denn auch der Einzige unter allen modernen Künstlern, der eine Vergleichung leidet mit Shakespeare. In ihnen Beiden erscheint uns das allseitige Leben in jenem warmen Glanze, der sich Niemandem beschreiben läßt, der ihn nicht selbst zu erblicken vermag; in ihnen Beiden ist kein Streit mehr zwischen dem Ideellen und Reellen, dem Intensiven und Extensiven, die hier in sicherster Vereinigung ruhen; in ihnen überhaupt ist von keinem Kampfe mehr die Rede, sondern wir erblicken nur die stille, ewig siegende Gewalt, die in sich selbst beschlossen ist, da sie das Uebersinnliche ergriffen hat. Sie ist bestimmt, begrenzt durch sich selbst, wodurch das Unendliche eine Erscheinung wird für die Phantasie. Das Vermögen dieser bestimmten sichern Begrenzung bey dieser Ansicht ist nur Mozart's und Shakespeare's Eigenthum.

Die Vorwürfe, die man dem großen Britten gemacht hat, sind auch dem edlen deutschen Künstler zu Theil geworden. Das Komische und Tragische, sagt man von Shakespeare, liegt in seinen Werken auf eine seltsame Art durch einander geworfen, und eben dieselbe Person, die uns durch die rührende Sprache der Natur Thränen in die Augen gelockt hat, macht uns in wenig Augenblicken darauf durch einen bizarren Einfall oder barocken Ausdruck ihrer Empfindungen zu lachen, oder kühlt uns doch dergestalt ab, daß es dem Dichter hernach sehr schwer wird, uns wieder in die Fassung zu setzen, in der er uns haben möchte. Göthe hat Shakespeare gerechtfertigt. Nur von Mozart, der doch so ganz einig ist mit dem ersten der modernen Dichter, weil er der erste Musiker ist, dauert das Urtheil fort; selbst geistvolle Verehrer seines Genie's sprechen ihn nicht frei

von dieſer Vermiſchung des Tragiſchen und Komiſchen. Allein hier iſt's gerade, wo ſie irren, denn es iſt nicht das Tragiſche und Komiſche, welches er zuſammenſtellt, ſondern das Romantiſche mit der Parodie deſſelben, ſo wie dieß auch bei Shakeſpeare der Fall iſt, der nicht eigentlich Tragödien und Komödien, ſondern romantiſche Dramen ſchrieb. Kurz, Shakeſpeare wird im Mozart angetroffen.

Mozart und Shakeſpeare kommen auch darin überein, daß ſie die einzigen Künſtler ſind, die dem Sinne des Zuſchauers einen Geiſt erſcheinen laſſen können, an deſſen Unbegreiflichkeit das Gemüth zu glauben gezwungen wird. Auch iſt's gerade das Begreifen dieſer Unbegreiflichkeit allein, das uns mit jenem ſüßen Schauer erfüllt, wenn die dunkle Geſtalt des däniſchen Königs über die Bühne ſchreitet. Wir fühlen beſtimmt, daß keine einzelne Function hinreichend war, um dieſen Geiſt hervor zu rufen, und auch der nüchternſte Menſch nimmt hier den einſeitig klügelnden Verſtand gefangen, damit er nicht die reine Receptivität des Gemüths ſtöre. Doch faſt noch allmächtiger wird der Geiſt des Gouverneurs im Don Juan wirken müſſen; denn von ihm iſt ſelbſt die Sprache entfernt worden, durch welche Hamlets Geiſt uns näher befreundet wird. Jenen umgibt eine Muſik, für die die Sprache kein Wort zu ſagen vermag, außer, daß ſie keines für ſie habe. Dieſe Töne des finſtern Weſens ſind durchaus grell geſchieden von denen, die das klare Leben bezeichnen, auch wenn es, wie bei den meiſten Perſonen dieſer Oper, ſchon im Sinken iſt. In der That, man dürfte den, der an dem Satze zweifelt, daß die Kunſt die Darſtellung des Unendlichen im Endlichen ſey, nur in dieſe Oper führen, und er wird von

der Wahrheit jenes Princips überzeugt werden müſſen. Somit ſind Shakeſpeare und Mozart die einzigen Künſtler, die Geiſter auftreten zu laſſen im Stande ſind, welche ſich wirklich als Geiſter geriren.

Tiefe, kühne, glückliche Griffe ins menſchliche Herz und lebhafte Darſtellung der Affekten ſind ihnen Beiden gemeinſchaftlich. Eben ſo der Hang und das Talent zum Grotesken, ſowohl im Tragiſchen als im Komiſchen. Beide trifft der Vorwurf einer gewiſſen Gleichgültigkeit gegen alte Kunſtregeln: bei Shakeſpeare gegen die poetiſche Einheit, bei Mozart gegen den reinen Satz. Beide hatten tiefes äſthetiſches Gefühl, ohne ganz geläuterten Geſchmack, aus Mangel wiſſenſchaftlicher Bildung. Daher die öftere Verletzung des Schicklichen bei Shakeſpeare durch Anachronismen und Gräulſcenen, bei Mozart durch die häufigen Contraſte des Komiſchen mit dem Tragiſchen und durch bizarre Tongänge. Indeſſen war hieran ihr Publikum auch nicht wenig Schuld. Dagegen unterdrückt Shakeſpeare wieder die Stimme der Kritik durch frappante Situationen, und Mozart durch frappante Modulationen.

Verſtümmelungen und Ausſcheidungen hat ſich Shakeſpeare in Frankreich müſſen gefallen laſſen; und eben ſo iſt auch die Zauberflöte daſelbſt verſtümmelt und zerriſſen worden. Bei der Zauberflöte war indeß der innere Zuſammenhang der einzelnen Theile ſo klar und in die Augen leuchtend, daß es in der That von jenem unberufenen Umarbeiter eine arge äſthetiſche Myopie vorausſetzt, die, ſo lange ſie noch nicht durch gute Hülfe von außen her den organiſchen Zuſammenhang und die techniſche Untheilbarkeit eines Kunſtwerkes zu entdecken im Stande iſt, es nicht wagen ſollte, über bedeutende

Compositionen deutscher Meister, viel weniger über die eines Mozart zu urtheilen.

Anekdoten.

Ein gar nicht unbekannter Componist setzte sich bei einer Aufführung des Todes Jesu von Rammler und Graun zu einem Musikfreunde der zuweilen aus Gefälligkeit gegen Musiker ihnen etwas gedichtet hatte. „Es sin'o doch herrliche Sätze in dem Stück!" begann Jener. „Ja, das will ich glauben!" — „Nur das Ganze ist im Effekt etwas eintönig." — „Meinen Sie? — „Ja! Ich wünschte Sie dichteten ein Passionsoratorium; ich würde es mit Freuden in Musik setzen; nur müßte auch was Fröhliches darin vorkommen, der Mannichfaltigkeit wegen!" —

Als Mozart unter Kaiser Joseph sein Einkommen (800 fl.) bescheinigen mußte, was dort Gebrauch ist, schrieb er darunter: „Zu viel für das, was ich leiste zu wenig für das, was ich leisten könnte." Es hatte ihn nämlich verdrossen, daß er in seiner Eigenschaft als Kammercomponist niemals einen Auftrag bekommen hatte.

Künstlerabenteuer.

Heinrich der Frauenlob, Wilhelm der Maler und Gottfried, der Straßburger Sänger, zogen fröhlich und wohlgemuth den Rhein hinab.

Schon lag das alte Oppenheim mit seiner Landskronburg und seiner herrlichen Katharinenkirche, hinter den Jünglingen, und es begann bereits zu dunkeln. Mit freud'gem Wiehern begrüßten die Rosse unserer drei Reiter Nierstein mit seiner Schwabsburg, als witterten sie dort ihr Nachtquartier. „Seht doch" rief Gottfried, als sie näher kamen, „jenes stattliche Gebäude, ganz hell erleuchtet, als geh' es d'rin recht festlich her?"

„S'ist der alte Königshof," bemerkte Heinrich, „den gestrengen Herrn von der Schwabsburg jetzt zuständig; haben ihn vor Jahren schon im Erbpacht überlassen: mag wohl 'ne Hochzeit oder sonst ein Fest ihrer Pächter seyn?"

Bald hielten die Jünglinge vor dem hell erleuchteten Gebäude, aus dem ihnen Musik und lärmender Jubel entgegenscholl. Viele Rosse und Bauernwagen umlagerten die Zugänge, Knappen und geschmückte Landleute strömten ab und zu.

„Was gibt's da drinn, du kleiner Fant?" frug der

Maler einen feſtlich geputzten Knaben, der am Fuß der Treppe, die Arme in die Seite geſtemmt, die Ankömmlinge neugierig beäugelte. Der Kleine ſprang hinein, und ſofort eilte ein junger Bauerburſch, mit gewaltigem Blumenſtrauße an der Bruſt, die Treppe herab: „Mein Ahn,“ ſprach er die beiden Sänger an, „hält drinnen ſeine goldne Hochzeit, und ich, ſein Enkel, halte, mit Gunſt zu melden, Verſpruch mit meiner Suſe. Nach Eurer Harfe und Laute, ſeid Ihr Beide Eures Abzeichens Sänger; drum bitten wir Euch, wollet bei uns einſprechen; laßt's Euch bei uns behagen, und tiſcht uns, dem Feſt zu Ehren, ein paar wackre Liedlein auf!

Die Jünglinge folgten dem ſtämmigen, etwas tölpelhaften Bräutigam die Treppe hinan, nach dem ehmaligen Prunkſaale des Königshofs. Er ſchob ſie mittelſt ſeiner derben Ellbogen, durch die tanzende Menge zum Jubelvater hin, der, um ungeſtört zu ſeyn, in einer Ecke ganz an des Saales oberem Ende, mit ſeinem Jubelmütterlein und einem Dutzend fröhlicher Greiſe und Matronen zechte.

„Wacker, Steffel!“ rief der Alte ſeinem Enkel entgegen; „kommt Meiſter, an den Ehrenplatz zwiſchen mir und meiner alten Barbara; zugerückt Ihr Andern!“

Die Sänger nahmen die ihnen angewieſene Stelle ein; der Maler aber hatte bereits eine rothwangige Dirne gefaßt, und ſchwang ſie im dichteſten Tanzgetümmel umher. — „Laßt's Euch munden, Meiſterlein,“ mahnte der Alte, ſeiner Gäſte Becher wieder füllend; „ſobald der Tanz zu Ende, iſt an Euch die Reihe, —

„Und als der Großvater die Großmutter nahm,
„Da war der Großvater ein Bräutigam!“

jauchzte der Jubelvater, die Pelzmütze auf ein Ohr gedrückt, und trippelte mit seiner Hausehre, schon etwas weinschwankend, an die Spitze der Tanzpaare hinan; die Sänger blieben am Tische zurück.

Heinrich gewann nun Muße, in abenteuerlicher Beleuchtung der, wie in einem Nebelmeere halbdüster brennenden Lampen, den Saal zu überschauen. Dem Eingange gegenüber ließ von einer kleinen Estrade herab, ein Einäugiger seinen Dudelsack erschallen, den zwei blinde Bierfiedler in schnarrenden Mißtönen begleiteten. — Die Seitenwände waren mit Zechtischen besetzt, an denen Bauern und Bäuerinnen, Knappen und Reisige das Jubelpaar, Steffeln und seine Suse so fleißig hochleben ließen, daß sich ihr Jauchzen bereits in unverständliche Laute verlor. An der rechten Seite des Eingangs waren Schenktische aufgestellt; in der Ecke gegenüber hatte sich der Rüstmeister von der Schwabsburg mit einem Rudel Knechte hingepflanzt, die, den Tanz nicht beachtend, unter Singen und Fluchen beim Humpen würfelten; der ganze übrige Saal war vom wild hin und her wogenden Tanz und der Zuschauermasse ausgefüllt.

Als die dichtgedrängten Tänzerreihen sich eben theilten, trafen Heinrichs Blicke seinem Tische gegenüber, auf drei ihm bisher entgangene Ritter. Sie schienen in ein Gespräch vertieft, das nach dem bedeutsamen Lächeln der beiden älteren, und den lüsternen Gluthaugen des jüngeren Ritters in reicher Tracht, mit denen er alle Bewegungen der mit ihrem Steffel dahinfliegenden Braut verfolgte, dieser galt. Auch der zierlichen Suse schienen des Ritters vielsagende Blicke mit nichten zu entgehen; sie begann sogar in den Windungen des Tanzes mit-

unter nach der Gegend, von wannen die Liebespfeile flogen, das blonde Köpfchen hinzudrehen. Ihr Hinschielen nach dem Lüftlinge ward auch bald so häufig, daß Steffel, der übrigens kein Arg dabei hatte, und sich an Susens blitzenden Aeuglein, von denen er sich selbst so minniglich angelächelt wähnte, ergötzte, nur Eines, — die gewaltigen Tanzschnitzer seines sonst so kunstgerechten Bräutchens nicht begreifen konnte. Der bereits mit Leib und Seele in den Tanz verstrickte Maler, dem die nette Suse gleichfalls den Parisapfel abgewonnen, theilte mit eifersücht'gem Scharfblick Heinrichs stille Bemerkungen, und sein Auge flammte, so er einen von Schönsuschens geheimen Liebesboten auf seinem Weg ertappte, schier grimmig auf.

Endlich war der Großvatertanz zu Ende, und mit schweren Athemzügen fand sich das Jubelpaar bei den Sängern wieder ein.

„Hört Meister" sprach der Alte, der Sänger Becher wieder füllend; „mir gehn Sang und Saitenspiel über alle Güter; und halt ich's traun nicht mit dem Sprüchlein:

„Kommt Kunst gangen für ein Haus,
„So sagt man, der Wirth sei aus;
„Kommt aber der Pfennig gangen und geloffen,
„So findt' er Thür' und Thore offen;

sondern bei mir sind Harf' und Laute und Gesang die allerfürnehmsten Gäste, und steh'n ihnen Thor und Thüren, Küche und Keller und der Seckel offen; drum uns Alten ein paar Liedlein von Euern besten!"

„Still doch, still!" gebot der Greis, als Heinrich in

die Saiten griff, und stieß dabei seinen Ehrenhumpen so mächtig auf den Tisch, daß die Becher rundum erklirrten, „still doch, sag' ich!“

Ein Theil der Gäste versammelte sich um den Sänger; das junge Volk indeß ließ die Mahnung sich nicht stören und tobte, wie Ritter Lindenschmidt mit seinem wilden Heere, im Saal umher. So verhallte das Lob des Rheinstroms, seiner holden Frauen und rebenbekränzten Hügel im wilden Lärm fast ungehört; umsonst blieb aller Zuruf des schier entrüsteten Jubelvaters; die halbbezechten Burschе und kichernden Dirnen tobten fort. „Trefflich, Meister!“ sprach der Alte, „nur für das junge wüste Völklein allzuernst!“

Er hatte wahr geredet; denn als nun Gottfried zu seinen muntern Griffen auf der Laute, ein possenhaftes Volkslied anstimmte, strömte alles junge Volk herbei, und das rauschende Getümmel verlor sich in ein gedämpftes Summen, das nur von Zeit zu Zeit das Aufjauchzen der Zecher, das Rasseln der Würfel und einzelne Flüche der Spieler unterbrachen.

Der Maler hatte sich indeß auch wieder eingefunden, und flüsterte, auf Heinrichs Sessel gelehnt, diesem einige Worte zu, die dessen Blicke durch den an einer Säule etwas zertrennten Zuhörerhaufen, wieder nach dem Tische der Ritter zogen, wo der Reichgekleidete mit dem Rüstmeister so eben flüsterte. Dieser verschwand alsbald im Gedränge. Während Gottfried eine zweite noch ausgelassenere Schnurre anstimmte, sah Heinrich Susen mit einem andern Bauernmädchen dem Gesange zueilen; Steffeln aber zog der Rüstmeister zum Würfeltische am andern Saalesende mit sich hin.

Als Gottfried unter allgemeinem Beifalle geendet,

traten die Paare zu einem neuen Tanze an. Heinrich traute seinen Augen kaum, als jetzt der Ritter, während Steffel drunten immer tiefer in den Humpen schaute, und ein Geldstück nach dem andern verlor, mit Schönfuschen an der Spitze der Tänzer erschien. Wie Wirbelwind stürmte das stattliche Paar vor den gaffenden Blicken der Menge dahin. Höher und höher flog des schmucken Bräutleins Busen; immer brennender ward der Purpur ihrer Wangen, immer lüsterner ihr Auge, und nur noch halb widerstrebend folgte sie ihrem Tänzer, der sie, liebewarm umschlungen, zum Tische seiner Freunde hingeleitete. Der Ritter zog die ehrerbietig sich Sträubende an seine Seite nieder, kredenzte ihr Backwerk und Zimmtwein, und lispelte ihr kosende Worte zu, die ihre Wangen noch dunkler rötheten. Eben wagte er's sogar, im vorbeiwogenden Gewühl sich unbemerkt wähnend, seine Lippen auf des Mädchens blendenden Nacken zu pressen, da erbrausten plötzlich wie Meereswogen, der Harfe Klänge: Heinrich sang, mit düstern Blicken nach der Gruppe drüben starrend, in dumpfen schauerlichen Tönen:

„Ach, Mutter, lieb' Mutter, seid milde gesinnt,
Erbarmen, Erbarmen dem reuigen Kind!"
„Du hast nur uns Schande vom Buhlen erminnt;
Geh', hebe dich mir aus den Augen geschwind!"

Es hörte der Ritter das Zürnen und Flehn:
„Feinsliebchen, willst du mit mir reiten of gehn,
Of willst du bei deiner Frau Mutter bestehn?" —
„Ich will mit dir reiten, ich will mit dir gehn."

Er nahm sie so lieb, er nahm sie so werth,
Er schwang sie wohl hinter sich auf sein Pferd;
Sie ritten und ritten durch Berg und Thal,
Sie ritten zu eines Brünneleins Fall.

„Stolz' Ritter, ach labe den brennenden Mund,
So wird mein jung Herze von Peinen gesund!"
Es reicht ihr der Ritter im Helme den Quell:
„Nun trinke mein Herzchen, vom Brunnen so hell!"

Er nahm sie so lieb, er nahm sie so werth,
Er schwang sie wohl hinter sich auf sein Pferd,
Sie ritten und ritten durch Berg und Thal;
Da mehrte sich bitter des Mägdleins Qual.

„Stolz' Ritter, ach, ist hie kein Dörfchen nah bei?"
„Lieb Herzchen, kein Dörfchen ist nahe noch bei."
„O weh mir! Kein Dörfchen hie nahe noch bei?"
„Wir sind davon Meilen wohl siebenmal zwei."

„So reite du ab ein klein wenig von mir,
Und so ich dir rufe, antwortest du mir,
Und so ich nicht rufe, erscheint mir der Tod,
Und endet des Jammers unendliche Noth!"

Das Rufen, das ward dem stolz' Ritter so lang,
Er suchte und suchte, im Herzen so bang,
Und als er sie fand, war — der Peinen sie los,
Und hatte zwo liebliche Knaben im Schoos.

Der Ritter band ab ihr das Schürzelgetuch,
Darein er mit Sorge die Knaben einschlug,

Er grub ihr mit sei'm blank Schwerte ein Grab,
Das Weihwasser ihr aus den Augen er gab.

Die Knaben so lieb, die Knaben so werth,
Er schwang sie wohl hinter sich auf sein Pferd;
Sie ritten und ritten durch Nacht und Graus
Bis tief im Wald an der Großmutter Haus.

„Lieb' Mutter mein, wollt Ihr verdienen groß Geld,
Und wollet mir ziehen zwo mannliche Held!" —
„Ihr habt mir verbuhlet das einzige Kind,
Geht, scheert Euch mir aus meinen Augen geschwind!"

Die Knaben so lieb, die Knaben so werth,
Er schwang sie wohl hinter sich auf sein Pferd,
Sie ritten und ritten bergab, bergauf,
Bis hoch zum Felsen der Drachen hinauf.

Wild scheute der Rappe und lugte in's Thal,
Und lauschte des Brünneleins klagendem Fall:
„Was lugst du, mein Rappe, was lugst du hinab?
Hei! witterst du meines Liebmütterleins Grab?"

Die Knaben so lieb, die Knaben so werth,
Er zog sie wohl sorglich herfür vom Pferd,
Er tränkt sie mit Thränen, er wiegt sie im Arm,
Er stöhnet, ihm schwinden die Sinne von Harm.
Da bäumt sich der Rappe und stürzt hinab,
Die Lieben umfängt Liebmütterleins Grab!

Ein Schrei des Entsetzens unterbrach die tiefe Todtenstille rund umher: es war die Braut, die, nachdem

sie mit steigender Seelenangst dem Ritter zu entrinnen gestrebt, sich jetzt mit einem Zeterlaut aus seinen sie wild umstrickenden Armen riß, den Saal hinab zum arglosen Bräutigam flog, den Auftaumelnden in krampfhafter Hast erfaßte, und mit ihm hinausstürzte. In verworrenem Getümmel rannte Alles durcheinander.

Zornflammend trat jetzt der Ritter vor Heinrichen hin: „Ha Bube!“ knirschte er dem aufspringenden Jüngling zu, „du wagst's, in so ehrlosem Gassenliede Ritterthum und Adel zu verhöhnen? Hinaus mit dir, auf daß mein Schwert mit so elendem Blute sich nicht besudle!“ —

„Ihr vergeßt Euch, Herr Ritter; ehrt das Gastrecht!“ entgegnete Heinrich, dem Erbosten fest in's Auge blickend.

Wüthend zückte der Ritter seinen Dolch; doch fiel ihm der ältere seiner Begleiter in den Arm. Im selben Augenblick aber flog auch Heinrichs Schwert aus der Scheide, Gottfrieds und des Malers Wehren blitzten schützend über seinem Haupte; unter Drohungen gegen den Verführer, umdrängten in dichten Massen die Landleute das Künstlerkleeblatt; ein Theil von ihnen zog die Jünglinge mit sich fort, während die Uebrigen, den Rittern, Knappen und Reisigen an Zahl weit überlegen, diesen einen undurchdringlichen Damm entgegenschoben.

Als Heinrich und seine Freunde ihre Rosse bestiegen, rannte Steffel auf den Sänger zu, und küßte unter dankbaren Thränen seine Hand; Suse verhüllte, aus der Hausthür ihm einen Scheidegruß zuwinkend, weinend ihr Antlitz.

„Mich freut's in der Seele“ nahm der Maler, als unsere Reiter in der mondhellen Winternacht weiter nach Mainz abwärts zogen, das Wort, „daß du dem Lüftling mit deinem Halloh! so meisterlich verdarbst, lugte der Frauenknecht dem lieben Bräutlein nicht so genüssig in's Mieder.“ — „Daß dir der Aerger aus den Augen sprühte!“ fiel Gottfried ein.

„Laß solche Kurzweil, Witzbold,“ schalt Wilhelm ernstlich böse; „mag wohl 'nem holden Frauenbilde gern in's Auge schau'n, sind gleich dem lieben Mond und den Blumen dafür ja da, Alles aber, wohlgemerkt, in Ehren; solche Buhlen jedoch, die nur auf Unglimpf 'ner armen Dirne sinnen, waren mir von je ein Gräuel.“

„War so böse nicht gemeint,“ begütigte Gottfried; „aber Brüder, wo meint Ihr, kehren wir noch bis zum Morgen, uns etwas zu rasten, ein?“

„Seltsame Frage!“ rief der Maler, „wo anders als im alten güldnen Mainz?“

„In den jetzigen schweren Kriegsläuften zwischen dem Bischof und Kaiser Albrechten, finden wir vor Tage nicht Einlaß,“ bemerkte Heinrich; „zudem Brüder, wist Ihr, daß mir Bischof Gerhard zürnt, und ich deßhalb meinem Vormunde, die herzliebe Vaterstadt, bis sich des Bischofs Zorn gelegt, zu meiden, geloben müssen.“

„So laßt uns denn,“ entgegnete Gottfried, „bis zum ersten Weiler Mainz abwärts reiten; dem Müden ist leicht gebettet, und

Blankes Gewissen
Zum Ruhekissen,

wie's im alten Liede heißt, schläft sich's auf der Streu, wie auf Eiderdunen.

Bald breitete sich Mainz vor den Jünglingen hin. — „Haltet, haltet ein!“ bat Heinrich, als von der nahen Höhe St. Albans Stift und die Nikomedskirche aus dem Schneegestöber herunterblickten. „Muß ich auch,“ sprach der Jüngling mit feierlicher Rührung, „meine herzliebe Wiege unbesucht lassen, so gebietet mir mein Herz, mindestens meiner Eltern Ruhestätte zu begrüßen.“ Damit spornte er sein Roß, dem die St. Nikomedskirche umgebenden Friedhofe zu; die Freunde folgten.

Das eiserne Gitterthor stand offen; aus den Ritzen der Thüre und den Fensterläden der Todtengräberwohnung am Eingange, schimmerte Licht, und drinnen ächzte, von rauhen fluchenden Stimmen unterbrochen, leises Wimmern. Des Malers kräftiger Fußtritt sprengte die von innen verriegelte Thüre; aus dem Hausgange stürzte ein Kerl mit geschwärztem Gesichte auf ihn ein; ehe Wilhelm seiner Wehre noch mächtig ward, blitzte des Räubers kurzes Schwert schon über seinem Haupte, und hätte, fing Heinrichs rasch gezückte Klinge den Hieb nicht auf, den Maler niedergeschmettert; zugleich aber drang auch Gottfried ein. Als der Schwarze so überlegnen Feind erblickte, stürzte er zur Hinterthür hinaus; ein zweiter Räuber entsprang aus dem offnen Hinterfenster.

Bei'm matten Schimmer einer erlöschenden Lampe erblickten die Jünglinge in der Kammer eine Frau auf ihrem Lager, an Hand und Fuß geknebelt, mit dem Gesicht nach der Wand gekehrt. Schrein und Truhe waren erbrochen; in mächt'gem Bündel lag der von den Entsprungenen zurückgelassene Raub am Boden.

Aus tiefer Ohnmacht erwachend, schlug das Weib die Augen auf, und kehrte das Antlitz nach ihren Ret-

tern um. „Heiliger Gott, Mutter Martha, Ihr?“ rief Heinrich, „so muß ich Euch wiederfinden?!“

„Dir also, dir, mein guter Heinrich,“ schluchzte die Gerettete, „dir verdank' ich meine Rettung? Der Herr sei gepriesen!“

„Aber Ihr hier in dieser Wohnung, Mutter Martha?“ frug Heinrich tief gerührt. — „Als kurz nach deines Vaters Tode, lieber Heinrich,“ entgegnete Martha, „deine gute Mutter in den Wochen starb, und dein Vormund dich mir zum Säugen übergab, ging's mir sammt meinem Veit ganz stattlich; von Jahr zu Jahr aber ward's schlimmer, und Veit endlich Todtengräber; seit acht Tagen hat er gar das Zeitliche gesegnet, und da haben denn mich einsames schwaches Weib die Räuber überfallen, aus deren Hand mich die heil'ge Jungfrau durch Euch liebe Herrn, so wunderbar gerettet.“

Eine frische Streu nahm die müden Jünglinge auf. Als kaum der Morgen graute, schlich Heinrich, um die Freunde nicht zu wecken, aus der Kammer. Die ganze Gegend lag in unfreundlichen Winternebel eingehüllt, aus dem nur die Kirchthurmspitzen der nahen Freistadt im matten Morgenstrahl hervorblickten. Heinrich wandelte, in seinen Mantel gehüllt, unter den Leichensteinen umher, wo Vater und Mutter ruhten, und als deren Hütherin er die gute Martha, in deren Brust er den ersten Lebensquell getrunken, wiederfand. Ein frisch aufgeworfener, mit flimmerndem Todtenkranze geschmückter Hügel deckte, wie die Inschrift besagte, Veits, des Todtengräbers, Schlummerstätte. Er ruhte hier, wie der Schnitter unter seinen Garben, im Kreise so vieler ihm Vorangegangenen, denen er das stille dunkle Schlafgemach bereitet. — Geraume Weile schon standen die

Freunde von dem am Muttergrabe betenden Jünglinge unbemerkt, in seiner Nähe. Als er sich erhob, sank er in ihre ihm entgegengebreiteten Arme. Unter Thränen schied Heinrich von der treuen Pflegerin, und zog mit ihnen des Weges fürbaß.

„Aber, sagt Freunde" frug Gottfried, als es bereits dämmerte, „wo halten wir denn heute endlich, will's Gott, 'ne tüchtige ungestörte Rast?"

„Ich dächte," entgegnete Heinrich, „beim heiligen Goar?" — „Wo denkst du hin, Bruder?" fiel der Maler ein; „doch lieber drunten im stattlichen Oberwesel, bei seinen sieben steinernen Rheinjungfern?"

„Schon um der Mägdlein willen," stimmte Gottfried scherzend bei; „wären die spröden Jungfern nur nicht von Stein!"

Bald zogen die Jünglinge in's düstre alterthümliche Thor von Oberwesel, das am Fuße des stattlichen Schönbergs, in Ringmauern, gezahnten Thürmen und Schießscharten, seine Bedeutsamkeit und kriegerischen Sinn ankündete. Die Herberge „Zum großen Roland" nahm die müden Reiter und ihre Rosse auf.

Im „großen Roland" ging Alles bunt durcheinander: festlich geputzte Haufen schoben sich ein und aus; alle Stuben wimmelten von zechenden und schmausenden Gästen, und nur mit vieler Mühe gelang's den Jünglingen, eine kleine Dachkammer zur Unterkunft zu finden.

„Ist hier nicht," lachte Gottfried, „ein Freudenleben grade wie in Nierstein? Mir däucht schier, wir ziehen, wie wandernde Spruchsprecher, von einer Hochzeit zur andern!"

„Hochzeit?“ lallte der bezechte Stallknecht, der den Ankömmlingen die baufällige Bodentreppe hinaufleuchtete, „Hochzeit? — Keine Hochzeit, mit Gunst! — Einstand, — Einstand auf dem Rathhause — —; wie die Herrn, so die Diener, Jubel im ganzen Städtlein!“

Kaum hatten sich's die Freunde beim Humpen Engehöller, (einem angenehmen Rheinweine der Umgegend), bequem gemacht, als auf der knarrenden Treppe schwere bedächtige Tritte erdröhnten, und die Kammerthür vom Wirthe aufgerissen ward, der, indem er den wohlbestallten Rathsdiener in vollem Amtsornate einließ, ehrerbietig im Eingange stehen blieb.

„Sintemalen unser neuerwählter Herr Stadtschultheiß, die Herrn Bürgermeister Gestrengen, und hochweiser Rath dieser hochansehnlichen Stadt vernommen haben,“ begann der Eintretende sich räuspernd, mit komischer Gravität seinen Sermon, „wie zwei wandernde Meister“ (hier stieß Gottfried seinen Liebesgenossen, fast laut auflachend, in die Seite,) „des edlen Gesanges und Saitenspiels so eben allhie eingetroffen; sintemalen ferner derlei freie Künste jegliche Festivität nach Gebühr verherrlichen, als entbieten unser neugewählter Herr Stadtschultheiß, die Herrn Bürgermeister Gestrengen, und hochweiser Rath sothanen Meistern ihre Gnade, und laden hiemit Wohldieselben zum feierlichen Stadt-Vorstands-Wahl-Abend-Imbiß auf hiesigem Rathhause, mit Bitte, solches durch Sang und Klang zu veneriren.“

Nach kurzer Berathung folgten die Jünglinge dem Rathsboten, und zogen, von Gaffern umdrängt, unter Vortritt ihres gravitätischen Führers, dem hellerleuchteten Rathhause zu.

Der hochgewölbte Rathhaussaal war mit Schilde-

reien, Blumen und Bändern überreichlich ausgeschmückt. Ueber dem Sitzungstische des hochweisen Raths erblickte man das jüngste Gericht mit seinen Seeligen und Verdammten: zu beiden Seiten die Bildnisse Kaiser Friedrichs II., dem Oberwesel seine Erhebung zur Reichsstadt, und König Wilhelms von Holland, dem es die Bestätigungen seiner Freiheiten verdankte. An den Seitenwänden des Saals waren die keusche Susanna zwischen ihren Anklägern, vor dem Richterstuhle Daniels, und Salomons Urtheil dargestellt; die Konterfeie der Amtsvorgänger des jetzt regierenden Stadtschultheißen und der beiden Bürgermeister dienten jenen Erbauungs- und Exempelbildern gewissermaßen zu modernden Rahmen.

Am oberen Ende der, die ganze mittlere Länge des Saals einnehmenden Tafel prangte der neuerwählte Stadtschultheiß in seiner festlichen Amtstracht; ihm zur Rechten saß, als Bürger der freien Reichsstadt, der Graf zu Katzenellenbogen, an seiner Linken Rittet Hartwig von Schönberg. Der beiden gnädigen Herrn Nachbarn waren die Bürgermeister; dann kamen die übrigen Rathsglieder, Schöffen, Seckelmeister, Kirchenvorsteher und sonst ansehnlichsten Bürger mit ihren ehrsamen Ehehälften und Töchterlein, alle im Feststaat, in bunter Reihe. Rund umher war die gewölbte Halle mit geschäftigen Dienern, Gaffern und Gafferinnen erfüllt.

Grade als die Jünglinge eintraten, verklangen unter unbändigem Jubelruf die Töne einer Harfe. Auf einen Wink des neuen Stadtschultheißen wurden den jungen Gästen neben dem Harfner, dem jener rauschende Beifall gegolten, Sitze angewiesen. Bei dem, dem Gefeierten ausgebrachten Trinkspruch: „Hoch lebe Meister Regenbogen!“ flüsterten die Freunde sich bedeutsam

zu, und musterten den wichtigen Mann mit Forscherblicken. Zwischen derben Schultern senkte sich der unförmliche Kopf, durch einen Nervenzug etwas zur Linken gedreht, auf die Brust herab, und gab dem Gesicht einen seltsam schielenden, dabei etwas tückischen Ausdruck, den das, unter dicht überhängenden dunkeln Brauen, tief eingesunkene mattgraue Auge und ein stetes Lächeln des weiten lippenwulstigen Mundes verstärkte. Nicht ohne Leben und Bedeutsamkeit waren des Mannes übrige Züge; allein sie hatten etwas Widriges, und wurden durch jenes grinsenhafte Lächeln noch widriger.

In behaglicher Selbstzufriedenheit über den ihm so eben gestreuten Weihrauch, erwiederte der Harfner den Gruß seiner neuen Nachbarn nur mit vornehm gütiger Miene. Dies Benehmen genügte unsern Jünglingen, sich um den Uebermüthigen fürder nicht zu kümmern; bald waren Gottfried und der Maler mit ihren Nachbarinnen, ein paar üppig aufgeblühten, schalkhaften Töchtern der freien Reichsstadt in emsigem Zwiesprach; Heinrich blickte, in Träume von seiner lieben Vaterstadt verloren, schweigend vor sich hin.

Jetzt erhub sich, nach leiser Rücksprache mit den Bürgermeistern, der neue Stadtschultheiß, und bedeutete den Sängern: „Wie hochweiser Rath beschlossen, zu Verherrlichung heut'ger Festlichkeit, einen mit dem Stadtwappen verzierten Pokal als Gesangpreis auszusetzen; zu Sangrichtern seien der erlauchte Herr zu Katzenellenbogen, der gestrenge Herr vom Schönberge und der älteste Herr Bürgermeister ausersehen."

Ein dreifaches Glockenzeichen gab das Signal zum Wettkampf, den Regenbogen, als verstehe sich sein Vorrang ganz von selbst, ohne alle Umstände sofort begann.

Sein Vorspiel schon verkündete eine vielgeübte Hand; doch war es gekünstelt, mit Verzierungen und Schnörkelwerk überladen. Eben dieß galt auch von seinem Gesang; besonders schien er sich in gewaltigen Sprüngen, ohne allen Uebergang, aus seiner Bierbaßtiefe zur gellenden Fistel, zu gefallen.

Als seine letzten Töne unter rauschendem Jubel verklangen, warf der Geschmeichelte im übermüthigsten Selbstgefühl, seinen Triumph belächelnd, die Augen im ganzen Kreise umher, und blickte im Vorgefühle seines Sieges, mit einer Art vornehmen Mitleides auf seine beiden Kunstgenossen herab.

„Mein bestes Bild," stieß mit blitzenden Augen Heinrichen der Maler an, „meine heilige Cäcilia, wenn du den Preis ersiegst!" Um sich zu sammeln, bat Frauenlob Gottfrieden leise, ihm voranzugehn.

Nach einigen raschen Griffen auf seiner Laute sang dieser folgende Ballade von den sieben in Stein verwandelten Fräulein im Rheine bei Oberwesel:

Auf hoher Felsenspitze,
Bei Wesel an dem Rhein,
Im stolzen Ahnensitze,
Da hausten hold und fein,
Einst sieben Mägdelein.

Wie Lilien und Rosen,
Die Haare blankes Gold,
Erblühn im Schwesterkosen,
Die Blümlein wunderhold,
Dem süßen Minnesold.

Noch auf die heut'ge Stunde,
Die sieben Mägdelein,
(Man kennt sie in der Runde),
Im schroffen Felsgestein,
Gefahr dem Schiffer dräu'n!

Die Mägdelein zu schauen
In ihrem Blüthenkranz,
Herbei aus allen Gauen,
Wie flog's im Feierglanz
Zu Ritterspiel und Tanz!

Von nahe und von ferne,
Sah man zum Rheine hin,
Zur Burg der sieben Sterne,
Zum Liebeshuldgewinn,
Die Freierschaaren ziehn.

Die sieben stolzen schönen,
Gar spröden Mägdelein,
Vergalten nur mit Höhnen,
Mit bösen Neckerei'n,
Der Freier Minnepein.

Da ward vom Ritterbunde,
In Zornesmuth entbrannt,
Der Fräulein Schloß zur Stunde,
Zu Wasser und zu Land,
Mit Heeresmacht berannt.

Nach sieben blut'gen Tagen
Erlag das Felsenschloß,

„Die Fräulein ward vertragen,
„Erhalten durch das Loos,
Den künft'gen Ehgenoß."

Beim lauten Festesmahle
Das Loosespiel beginnt,
Beim Klingen der Pokale,
Sein sprödes schönes Kind
Der Freier sich gewinnt.

„Wo," fragen sich die Gäste,
„Wo sind die Bräute fein?
„Zum frohen Hochzeitsfeste
„Ertönen die Schallmei'n,
„Wo sind die Mägdelein?"

„Im hintern Schlosseshofe,"
Spricht da mit schlauem Blick,
Der Fräulein lose Zofe;
„Sie preisen ihr Geschick,
„Erharren dort ihr Glück."

Die Ritter im Vertrauen,
Der Zofe hinterdrein;
Sie eilen hin, und schauen,
Statt ihrer Mägdelein —,
Ihr Konterfei — in Stein.

Vom Rheine schallt ein Lachen,
Die Fräulein sind entflohn;
Es schwankt ihr leichter Nachen

Bei Spott und argem Hohn,
Zum Ufer drüben schon.

Der Ritter Flüche brausen
Im Grimme ihrer Schmach;
Da brüllt des Donners Grausen
In Blitzen —, Schlag auf Schlag,
Hallt das Gebirge nach.

Zum Trost in allen Nöthen,
Zum guten lieben Gott,
Die Fräulein reuig beten:
„Ist, Herr, es Dein Gebot,
„So frühe uns den Tod?!“

Ein Wetterstrahl kracht nieder,
Das Schifflein sinkt hinab;
Die Ritter schau'n hernieder,
Vom hohen Schloß herab,
Auf ihrer Bräute Grab.

Doch, als der Sturm verzogen,
Der Donner fern verhallt,
Am blauen Himmelsbogen
Die Sonne wieder strahlt,
Mit Schmelz die Ufer malt.

Da steigen aus dem Rheine
Die Mägdelein empor,
Erstarrt zu rauhem Steine,
Die mancher Liebesthor,
Zur Trauten sich erkohr.

Ein widriges Hohnlächeln Regenbogens begleitete den Beifall, der dem muntern Sänger dieser in Wesel besonders anziehenden Sage ward.

Der leuchtende Blick und die Begeisterung, mit der Heinrich jetzt die Saiten meisterte, führten augenblicklich im ganzen Saale die tiefste Stille herbei. Der Jüngling sang das Lob der Frauen, deren holdes Geschlecht er im Strahlenglanze seiner göttlichen Stellvertreterin, der heiligen Jungfrau, sich verklären ließ. Unbändiger Beifalljubel, von minniglichen Blicken der geschmeichelten Evastöchter Oberwesels begleitet, lohnte dem Sänger, und verkündete schon im voraus seinen Sieg.

Unter Trompeten- und Paukenschall erhuben sich die Kampfrichter; der Rathsdiener trat mit emporgehobnem Stabe auf die Sänger zu, und beschied Heinrichen hinauf.

„Geehrter Meister" sprach der Stadtschultheiß, dem Sieger auf blumenbekränzter Platte den Pokal darbietend, „Euerm Sang und Saitenspiel gebührt nach dieser Herren Richterspruche, der Preis! Möge," fügte er, den Pokal ansetzend, hinzu, „diese wohlverdiente Gabe Euch immerdar ein freundlich Angedenken an unser Oberwesel seyn!"

Dreifacher Trompeten- und Paukenwirbel fiel ein, als Heinrich den Pokal mit dem Ausrufe: „Hoch lebe und gedeihe Wesel!" zu den Lippen brachte, und: „Hoch lebe Frauenlob!" hallte es im ganzen Saale wieder.

Entzückt flogen die Freunde an des zu ihnen rückkehrenden Jünglings Brust; der hochfahrende Mitwerber war fluchend durch die Zuschauermenge fortgestürzt.

Es war bereits tief in der Nacht. Während der An-

stalten zum Tanze entfernte sich, der Weiterreise am Morgen gedenkend, unser Kleeblatt ganz im Stillen.

In der Vorstube des Tanzsaals der Herberge „zum großen Roland“ saß Regenbogen ärgerlich beim Humpen. Neben ihm lehnte seine Harfe, die ihm so eben in unflätigen Zech- und Liebesliedern, den Beifall eines um ihn gedrängten Rudels lüderlicher Bauerburschen errungen hatte.

„Bist du da, Fant?“ fuhr der halbbenebelte Heinrichen wüthend entgegen; „Pest und Fluch über dich! Abgestohlen hast du mir den Preis!“ Damit taumelte der Erbitterte unter beifälligem Gemurmel seiner Zechbrüder, mit geballter Faust auf den glücklichen Nebenbuhler los.

„Schlaft den Wein aus; Ihr könnt mich nicht beleidigen!“ entgegnete Heinrich mit der ruhigsten Kälte, und wandte sich, die Stube zu verlassen; da holte sein Gegner mit einem Fauststocke nach ihm aus. Der Maler erfaßte seinen gehobenen Arm, indeß Gottfried, sich vor den Freund drängend, ihn gegen den Angreifer schützte; doch im nämlichen Augenblicke stürmten die Bauerburschen auf die Jünglinge ein. Zwar machten diesen ihre mit Blitzesschnelle gezückten Wehren etwas Luft; allein von allen Seiten dicht umdrängt, und dadurch ihrer Waffen nur wenig mächtig, drohte ihnen gewisse Niederlage.

„Halt!“ donnerte jetzt eine Stentorstimme; alle gehobenen Arme sanken wie gelähmt; alle Augen flog n nach der Thüre, in die mit hoch emporgehobenem Stäblein, der Rathsdiener so eben eintrat. „Ihr, Neidhart,“ zürnte er Regenbogen zu, „Ihr mögt es wagen, dieser freien Reichsstadt Ruh' und Frieden, und vollends gar

beim heutigem Fest, zu stören! Ihr habt unser Weichbild stracklichst zu verlassen, und dankt's nur dem heut'gen respektabeln Tage, daß Ihr ob solchem Frevel so wohlfeilen Kauf's von dannen zieht!".

Wuthbleich, keines Wortes mächtig, ergriff Regenbogen seine Harfe, und stürzte fort.

Nach kurzer Nachtruhe zog das Künstlerkleeblatt seiner Straße weiter, den Rhein hinab.*)

---

*) Als Probe deutscher Burschikosität, die neben rohen Griffen doch auch manche urkräftige Melodieen entwickelt. Anm. d. Herausg.

Miscellen.

Die an das neue Theatergebäude der komischen Oper zu Paris stoßenden Straßen werden nach den ausgezeichneten Componisten in dieser Operngattung benannt werden, z. B. Mehul-Straße, Dallayrac-Straße, Monsigny-Straße u. s. w.

In Rom mißfiel es den Leuten, daß im Othello Desdemona ermordet wird. Der dasige Sänger David ist darum galant genug, seine Schöne nicht zu ermorden, sondern er umarmt sie, singt ein Duo aus Armide mit ihr, und — alle gehen im besten Humor nach Hause.

Ein Schreiben aus Wien über Liszt.

Juni 1838.

Lieber Alfred!

Ich schrieb dir ja bei meiner Heimkehr, daß ich wegen einer sehr wichtigen Angelegenheit Liszt versäumte, ihn daher weder sah, noch hörte, und du verlangst dennoch von mir zu wissen, was ich von seiner Virtuosität und Composition halte. — Wahrlich, nicht wenig verlangst du, und dazu in einem Augenblicke, wo Alles hier noch in einer so großen Aufregung ist, daß selbst ein Tollkühner, der über die unangenehmsten Ereignisse des Lebens längst hinaus ist, sich kaum an die Spitze irgend einer Opposition gegen Liszt stellen möchte. Denn wo man sich nur hinwendet, hört man über L. nichts Anderes, als aus Paganini's Zeiten aufgewärmte Ausrufungen und Verwunderungen. Der Eine, noch ganz außer sich, nennt Liszt's Spiel eine Gottheit und meint, daß es keinen solchen Klavierspieler bisher gegeben hätte; der Zweite betheuert, daß, wer L. nicht gehört, gar nichts gehört habe; der Dritte hält ihn sogar für das achte Wunder der Welt. Die letzte Behauptung ist etwas stark, und es ist recht gut, daß sie zu einer Zeit ausgesprochen wird, wo man Uebertreibungen der Art

nicht mehr beachtet; sonst möchte es gewiß zwischen dem Referenten, der Paganini auch so titulirte, und zwischen diesem Herrn zu einem Duell kommen, wobei viel schwarzes Blut fließen würde. Uebrigens findet man im Pfennigmagazin weder Paganini noch Liszt unter den Wundern der Welt verzeichnet. Nicht wahr, lieber Alfred? — Nur das übersprudelnde Lob über L. macht dich so lüstern, über ihn eine ruhige und zugleich gründliche Kritik zu lesen, und weil ich in früherer Zeit, wo ich J. S. Bach fleißig studierte, so glücklich war, über die Vortragsart seiner Compositionen eine richtige Theorie aufzustellen, die von Forkel, dem Schüler des Friedemann Bach, für richtig anerkannt wurde, so meinst du, daß es gar nicht übel wäre, wenn ich auch dergleichen über L. den Virtuosen und Tonsetzer versuchte, bedenkst aber nicht, daß das Componiren von damals und von jetzt sehr divergirt. Damals hatte eine jede Tondichtung einen entschiedenen Charakter, folglich einen festen Anhaltspunkt für Kritik; jetzt, wo Melodie, Harmonie und Eurhythmie ein wahres Vagabundenleben führen, wo kleinliches Zerbröckeln, ekle Mystificationen an der Tagesordnung sind, wo eine solche Notenkleckserei, vom Verfasser vorgetragen, ganz anders klingt, als sie sich auf dem Papier darstellt: — da ist es, lieber Alfred, sehr schwer, über einen Virtuosen, den man nicht gehört, ein gerechtes Urtheil zu fällen. Dich wird wohl am meisten betrüben, daß du über Liszt's Persönlichkeit durch mich nichts erfährst; denn ich erinnere mich nur zu gut, wie du von jeher auf Personbeschreibungen und Wunderlichkeiten der Künstler aufhorchtest, und daraus oft die komischesten Schlußfolgen zogst; indeß mir ihre Aeußerlichkeit stets gleichgültig war, und ich noch immer eben so wenig.

als die liebe Musik, darauf sehe, ob ihre Priester einem Punkte, oder einem Ausrufungszeichen, oder gar einem Fragezeichen gleichen. Doch gelüstet es dich, über Liszt's äußeres Wesen etwas zu wissen, so brauchst du nur in der ältern Leipziger allgemeinen musikalischen Zeitung Nr. 19 vom 9. Mai 1838 den Artikel: „Liszt in Mailand" und Nr. 20 desselben Blattes den Artikel: „Franz Liszt in Wien" nachzulesen, und du wirst nicht nur über seine Persönlichkeit einen ordentlichen Reisepaß darin finden, sondern du erfährst auch, was der junge Mann schon Alles getrieben, und wie er das, was er ist, geworden ist. — Nun, es sey! Ich will dem Freunde zu Lieb einen Schritt thun, den der Umstand, daß über L. vor lauter Bewunderung bisher noch keine begründete Kritik erschien, und die magische Kraft der Freundschaft entschuldigen mögen. Laß mich also den Gefeierten erst als Tondichter betrachten, und dann will ich es versuchen, aus zwei bekannten Größen, nämlich aus seiner Tondichtung und aus der über seine Virtuosität so mannigfach ausgesprochenen Kritik, die dritte unbekannte Größe, nämlich die Art und Weise seines Klavierspiels zu entwickeln. Soviel mir bekannt ist, hat Liszt bisher noch sehr wenig herausgegeben; doch was von ihm erschienen, kenne ich ganz genau, und glaube daher nach meiner innern Ueberzeugung über L. den Tondichter folgendes Urtheil mit Fug und Recht fällen zu dürfen. L. ist in seiner Composition ein unbändiger Egoist, das heißt, L. ist rein subjektiv, oder noch kürzer: L. ist L. und wieder L.; mag nun der Stoff, den er bearbeitet, so verschieden seyn, als möglich, — und dieß allein reicht hin, um ihn aus dem Kreise der Genies auszuscheiden. Aber originell ist doch L. in seiner Composition? höre ich von allen

Seiten schreien. — Ja, allerdings, aber nicht originell durch objektive Auffassung des Stoffes und seine Durchführung, sondern mehr durch seine unglückliche Subjektivität, die es zu einer Fertigkeit gebracht, das Faselnde und Läppische mit dem wild Ungestümen auf eine unorganische, wahrhaft barocke Art zusammenzustellen, und der neuen in Ungeschmack versunkenen Zeit auf eine ihr wohlgefällige Art zu huldigen. Ein solches Freveln nennen die Zöglinge dieser ärmlichen Zeit ein Weltereigniß, wobei jedoch, Gottlob! nichts stockt, sondern Alles wie zuvor seinen ruhigen Gang fortgeht. Und endlich, was soll ich erst über Liszt's Harmonieen sagen, deren Gesetzlosigkeit oft an das Unsinnige gränzt?

Seine Apologen meinen freilich: „L. bedürfe keiner Regel, denn er schaffe sich eigene Regeln, folglich auch eigene Harmonieen.“ Die Herren scheinen nicht zu wissen, daß die Musik ihre Harmonieen aus den Gesetzen der Natur nur holen könne, und daß eine jede Verletzung eines solchen Naturgesetzes an dem Culpanten hart bestraft werde; indeß seine Werke als Krüppel den Keim ihres baldigen Verscheidens in sich tragen, erhalten sich Werke mit naturgemäßem Gliederbau als Muster für Jahrhunderte. Du wirst, lieber Alfred, doch nicht glauben, daß ich Liszt's Tondichtung zu hart antaste? — Nein! das kann der von mir nicht glauben, der so oft Zeuge war, wie ich jede Composition mit Nachsicht beurtheilte, worin nur eine Spur von Verherrlichung der Kunst sich zeigte. Du sollst auch über das, was ich hier nur flüchtig berührte, ein umständliches Raisonnement, und dazu ein wohlbeleibtes Register von unsinnigen Durchgängen, Querständen, und dem menschlichen Organismus widerstrebenden Harmonieenfolgen, die ich in

Liſzt's Tondichtungen geſammelt, nächſter Tage erhalten, damit du ſiehſt, wie dein Freund noch immer mit rieſenfeſter Treue der Natur und ihrer Wahrheit zugethan iſt, und wie wenig Vorurtheile, Herkömmlichkeit und Mode über ihn vermögen. — Noch darf nicht unerwähnt bleiben, zu welchen Erklärungen die Titelvignette von Liſzt's Phantaſie über Motive aus der Jüdin Anlaß gegeben; du kennſt ja das Werk, und erinnerſt dich gewiß noch an den wilden Gaul, der ſeinen Reiter herunterwirft. Wahrlich eine ſehr drollige Idee, eben ſo drollig, als die Aufſchrift: „Non plus ultra," die ich auf einer Sonate von Wölfl fand. L., der durch ſeine Leidenſchaftlichkeit und Ueberſpanntheit gewiß Manches zu bereuen hat, wird kaum die Idee zu dem Bildchen gegeben haben. Der Verleger, dem die Anziehungskraft ſolcher bildlichen Darſtellungen in unſerer Zeit nicht unbekannt iſt, mag auf dieſen Einfall gekommen ſeyn, um die Käufer damit anzulocken. Jedoch an Deutungen fehlt es dem Bildchen nicht. Der Eine meint, daß nichts Anderes damit geſagt ſeyn will, als: „daß die Ausführung dieſes Werkes ſehr ſchwer ſey;" der Andere behauptet: „daß es auf das verlorne Gleichgewicht der ſchönen Kunſt zum Leben hindeute;" und ich ſehe bei näherer Betrachtung des Werkes ſelbſt nichts mehr und nichts weniger, als: daß die Kunſt gegenwärtig im Irrenhauſe ſey, und daß die Beſiegung der in dem Werke gehäuften Schwierigkeiten wohl für L., aber für niemand Anderen lohnend ſeyn könne. Wärſt du, lieber Alfred, jetzt in Wien, du würdeſt dich krank lachen, wie Liſzt's Compoſitionen nun aufgekauft werden, und wie alle Notenpulte der Pianofortes damit beſäet ſind. Tobias Haslingers Preſſen ächzen und krächzen unter dem Drucke des L., Strauß

und Lanner, die bisher nicht geruht, müssen jetzt auch pausiren; desto thätiger mag sich nun die Chirurgie erweisen, wenn sie sich mit Einrichtung der verrenkten Finger wird befassen müssen, denn nach der Aussage mehrerer Augenzeugen soll L. eine ganz andere, als die bisher übliche, folglich eine unmenschliche Fingersetzung haben. Aus dem Wenigen siehst du, daß ich an Liszt's Compositionen nichts zu bewundern, wohl aber viel zu tadeln habe. Du lasest gleich im Eingange meines Schreibens, wie sich Laien und sogenannte Halbkenner über L. geäußert; nun lies auch einige Urtheile von Musikverständigen über ihn, die ich zur Begründung meines Urtheils über sein Klavierspiel unumgänglich nothwendig brauche. Der Eine sagt: „Ja, das ist wahr, einen größeren Virtuosen auf dem Pianoforte habe ich noch nicht gehört; Clara Wieck, die vor L. mehrere Concerte hier gab, und die Wiener ziemlich stark galvanisirte, ist gegen L. nur eine hinfällige Herbstfliege; aber schlagen kann er auch, wie kein Anderer, ja, ich möchte beinahe glauben, daß er die uralte Redensart „„Klavierschlagen““ wieder zu Ehren bringen will.“ Ein Zweiter dagegen war über Liszt's Piano ganz entzückt, er meinte sogar, daß das feinste Luftgesäusel in einer Rosenlaube an einem schönen Sommerabend gegen ein solches Piano ein Gesause und Gebrause wäre. Ein Dritter, noch begeistert, rief: „Das nenne ich mir einen Virtuosen! Seit Adam gab es gewiß keinen so vollkommenen Klavierspieler; denn die ungeheure Fertigkeit und Sicherheit seiner beiden Hände gränzt an das Unglaubliche. Alles, das ganze Tonreich ist ihm unterthan, wohin er nur greift, klingt es so, wie er will; ja ich zweifle nicht, daß selbst ein morsches Brett klingen müßte, wenn L.

es anfaßte; so ein musikalischer Midas ist er!" Der Vierte äußerte sich dagegen: „Es ist nicht zu läugnen, daß L. eine außergewöhnliche Erscheinung ist, doch verhehle ich nicht, daß Henselt, den ich jüngst in Leipzig hörte, mir als Klavierspieler und selbst auch als Tonsetzer weit mehr zusagt; denn seiner Bravour fehlt auch nichts Wesentliches; dabei ist sein Vortrag gemüthlich, und in seinen ebenfalls noch wenigen Tondichtungen herrscht doch Gesang und eine vernunftgemäße Ordnung, obwohl er von Faseleien, von Grimassen der neuen Virtuosität, und großen Sünden gegen die Harmonie auch nicht ganz frei ist; L. hingegen schlägt zu sehr ins Instrument und vernachlässigt sehr oft die gehörige Abstufung des Piano zum Forte, und trotzt durch ein ungestümes Schlagen dem Instrumente gellenden Klang ab, was dem Gehör nicht angenehm seyn kann, und worüber sich besonders das zarte Geschlecht aufhielt. L. selbst muß über seinen massiven Anschlag im Reinen seyn, sonst würde er nicht noch ein Instrument als Reserve hinstellen. Das tempo rubato, oder nach neuer Bezeichnung das accellerando und ritenuto gebraucht L. gar zu oft, wodurch sein Vortrag mehr auf Empfindelei, als auf Empfindung deutet." — Solche einander sich ähnelnde, und mitunter auch widersprechende Urtheile über den Vielbesprochenen bekam ich in Hülle und Fülle zu hören; doch die Berichte der Wiener Journalistik laufen auf eins und dasselbe hinaus; denn sie sind alle in einem wundervollen Style abgefaßt, so wie es die neuere Zeit gern liest. Bevor ich mich ganz ausspreche, was ich von Liszt's Virtuosität, ohne sie gehört zu haben, halte, muß ich hier bemerken, daß bei der gegenwärtigen Art des Pianofortespiels die musikalische Gymnastik mit der

Aesthetik in einem Unfrieden lebt, indem sich die erstere auf Kosten der zweiten gewaltig hervorthut, und so das eigentliche Wesen der Musik nach und nach ganz vernichtet wird. Sonst, z. B. zu Mozarts und Beethovens Zeit, wirkten beide in schönster Eintracht zu einem und demselben Zwecke, und versetzten den Zuhörer in das Reich der eigentlichen Romantik, wohin er nun, durch unsägliches Arbeiten und Abmühen des Virtuosen gefesselt, unmöglich gelangen kann und so des irdischen Himmels beraubt wird. Wenn ich endlich erwäge, wie große Klavierspieler von jeher jede fremde Composition ihrem Charakter gemäß, und ohne eigene Zuthat vortrugen, und durch eine solche Gewissenhaftigkeit Anderer Verdienste um die Kunst achteten, wie es Mozart durch den Vortrag der Händel'schen und Bach'schen Meisterwerke hinlänglich bewiesen haben soll, wo er doch mit seinem ungeheuren Genie gewiß ausgereicht hätte, jede fremde Composition so schön als möglich auszuschmücken; dieß Alles vorausgesetzt, kann ich nun wie Andere an Herrn L. nicht bewundern, daß er fremde Tondichtungen verlißtelt, und ihre Eigenthümlichkeit dadurch ganz vernichtet, weßhalb allein ich mich schon bedenken müßte, Liszt für den ersten Klavierspieler der Welt anzuerkennen; aber für den rüstigsten und fertigsten Pianisten und Erstaunen erregendsten Notenleser, den es seit Adam vielleicht gegeben, halte ich ihn allerdings, dem nichts mehr schwer erscheint. Und in dieser Hinsicht mag er bei Jenen, welche eine stupende Fertigkeit für das Höchste des Klavierspiels halten, immerhin l'eteignoir des Pianistes heißen, es aber einem erfahrnen und bewährten Musikfreunde, dem die Wahrheit in dem Gebiete der Kunst über Alles geht, nicht verargen, wenn er in den allge-

meinen Chor über L. nicht einstimmt, sondern ein ganz unabhängiges Solo singt, was sich freilich ungefähr so wie eine in eine Donizettische Oper eingelegte Piece von Mozart ausnehmen muß. Auch will meine Ansicht über den Gefeierten nur als eine eigene und nicht als eine allgemeine gelten. Lebe wohl, lieber Alfred, und komm bald zu Deinem

S**.

Anekdoten.

Einst wurde Benda Morgens um 2 Uhr mit einer Arie in Romeo und Julie fertig. In voller Begeisterung über diese wohlgerathene Composition nahm er ein kleines Klavier unter den Arm und lief damit zum Verfasser des Textes, Gotter, weckte ihn aus dem Schlafe und schrie: „Nunmehr bin ich mit der Arie fertig! — Ich will sie Ihnen vorspielen!“ — Er setzte sein Klavier auf den Tisch und spielte sie dem Dichter vor, nahm solches darauf wieder unter den Arm und ging nach Hause.

Die geistreiche Opernsängerin Arnould in Paris hatte fast gar keine Stimme mehr; doch wußte sie durch den Zauber ihrer Gestalt und ihres Spieles die Zuschauer so zu entzücken, daß sie immer den rauschendsten Beifall gewann. Der Abbate G., welcher eines Abends, als auch Alles von dieser Sängerin entzückt war, als Kenner um seine Meinung über sie befragt wurde, sagte: „das ist das schönste Asthma, das ich in meinem Leben gehört habe.“

Der wüthende Holofernes.

Bericht des Hof-Cantoris Hilarius Grundmaus, anno Domini 1615.

An's Licht gestellet von mir und gedruckt in diesem Jahr.

Und wie ich nun der Sache lange nachgedacht und Alles reiflich bei mir erwogen, sprach ich zu meiner Hausehre: Brigitta! — wenn kurfürstliche Gnaden, wie ich gewißlich verhoffe, den Holofernem aufführen lassen, so soll es weder Dir an einer neuen Osterschauben, noch mir selber an etklecklicher Ehre, und vor Allem der edlen Kunst nicht an neuer Glorie und Förderung mangeln; denn ich will eine Musicam anrichten, wie solche noch niemals gehöret worden.

Die Stunde war kommen, wo sich Alles entscheiden mußte. Brigitta langte mir den Bratenrock, strich mir freundlich die Härlein unter die Fest-Atzel, und ich begab mich, unbeschadet meines zuversichtlichen Hoffens, dennoch nicht sonder beträchtliches Zittern und Beben nach der Hofburg.

Doch für dießmal war meine Bangigkeit ganz unnütz, maßen Kurfürstens Gnaden nicht uur meinem

Fürbringen zur Verherrlichung des hohen Geburtstages geduldig Audienz gaben, sondern auch, als ein absonderlicher Freund der Kunst, mir gar gnädig befohlen, das große Spectaculum, wie ich solches vorgetragen, und zwar auf offenem Felde hinter dem Finkenbüschlein wirklich anzurichten, auch dabei der fürlaufenden beträchtlichen Impensen wegen ganz außer Sorgen zu seyn, nur daß sothane Musica etwas ganz Unerhörtes, Apartes und Fürstliches, und mithin ein wahres Miraculum mundi werde, weßhalb ich auch allen nur ersinnlichen Fleiß auf die Ausarbeitung meines Holofernis zu richten, und wurden mir Tag's drauf, nach dieser gnädigen Audienz, aus wohllöblicher Hofkellerei fünf Fäßlein gutes Bier angeschrotet, weßhalb ich lustig und mit Freuden an die Arbeit ging.

Wie nun das Werk mit Gottes Hülfe und sauern Schweiße vollendet war, erging an die Meister der Kunst in Deutschland, Welschland, Helvetien und Polen mein ziemliches und freundliches Ansuchen, sie möchten sich mit ihren Gesellen allhier zur bestimmten Zeit einfinden, ließen auch meist Alle mir zusagen, wie sie diesen meinen Bitten. aus großer Reverenz für kurfürstliche Gnaden und die hochedle Kunst, willfahren wollten, mochten aber unterschiedlich wohl die zu verhoffende Auslösung im Sinne haben. Als ich nun das Verzeichniß zu Stande gebracht, waren der Spielleute an die fünfhundert sechs und siebenzig, der Sänger aber neunhundert und neunzehn, ohne die hiesige liebe Schuljugend.

Wie ich nun in großer Sorge, es möchte dieß des Guten schier zu viel seyn, solches kurfürstlicher Gnaden vortrug, vermeinten Hochdieselben, weil dieses Jahr auf ihren Amtsdörfern der Hafer besonders gerathen,

möge ich noch etwa ein halbes Schock Spielleute mehr verschreiben, welches ich auch hurtig bewerkstelligte. Kamen daher am Tage Cyrilli von allen Gegenden der Erden die Meister, Spielleute, Sänger und Sängerinnen, herzu, daß es eine Lust war, brachten auch wunderliche und seltsame Instrumente mit, so man zuvor allhier noch nie gesehen, als da sind: Buccinia, Strohfiedeln, Stahlgeigen, Tschakani und Trompetae marinae. Auch führte der Rapotzky von Krakau eine gräuliche Baßgeigen mit, auf einem Wagen mit acht Mauleseln, welche bei sieben Ellen maß, und an welcher ein Leiterlein gar künstlich angebracht war, auf welchem der Rapotzky nach Gelegenheit der hohen oder niedern Töne, mit dem Fidelbogen hurtig und behende auf- und niedersprang, und war solches schier ohne Lachen nicht anzusehen. Fand sich auch der weltberühmte Geiger Giovanni Scioppio von Cremona ein, welcher den Stephanum Amati mit einem ganzen Fuder Geigen und Violen mitbrachte, maßen bei dieser Gelegenheit ein guter Markt zu verhoffen. Ersterer aber, als ein listiger und verschlagener Italiener, begehrte zuvor seiner Kunst wegen, mit kurfürstlichen Gnaden zu unterhandeln, da seines Gleichen an Geigern nicht in der Welt sey, und wurde selbigem hierauf auch von kurfürstlicher Rentei accordiret: für zwei und sechzig Triller, für jeglichen sieben Batzen, für ein hundert und achtzehn Mordenten, in Summa sechs Gulden, für ein Largo grazioso, so er auf dem Rücken spielt, wegen der großen Schwierigkeit, fünf Krüglein Wein und für ein Stacato crescendo eine beliebige Verehrung von Schlackwürsten, außer der täglichen Nothdurft und dem Reisegelde. Und da das Spectaculum am Margarethen-Tage vor sich gehen sollte, wurden unterdessen die

verschiedentlichen Stimmen in abgesonderten Verschlägen und einsamen Revieren fleißig eingeübt, auch der Studiosus Rümpler von Wittenberg, welcher den Holofernem zu singen hatte, nicht aus der Bierstube des Wirths zum letzten Heller gelassen, damit desselben Stimmlein die gehörige Vehemenz behalte. Wurde auch mittlerweile die Wiese hinter dem Finkenbüschlein gehörig zugerichtet, und das Orchestrium in einem Halbkreise um einen Hügel erbauet. Und weil ich auch in reifliche Erwägung gezogen, daß dennoch wohl der Rapotzky mit seiner Baßgeige noch nicht im Stande seyn dürfte, das Getümmel zu regieren; so wurde die auf besagtem Hügel stehende Windmühle zu einem rechten Fundamental-Contra-Violono eingerichtet, und darüber ein Monochord von einem Schiffstaue gezogen, und rissen ihrer etzliche unten daran mit einer Schrotsäge.

Daneben stund eine große Orgel, welche der Pater Serapion von Pforzheim zierlich mit Fäusten schlug. Und da letztlich zu den Chören die Pauken zu schwach befunden, obschon hierzu die Braubottiche aptirt worden, so hatten kurfürstliche Gnaden zur Verstärkung der Bässe etzliche Karthaunen hergegeben, welche zu sothanem Behufe von dem geheimen Ober-Hof-Canoniere künstlich in D moll gestimmt und auch bei der Produktion selbst gespielt worden. Auch war daneben ein Schaffot errichtet, von welchem herab meine unwürdige Wenigkeit das Ganze dirigirte, dergestalt jedoch, daß, um die schuldige Ehrerbietung und Devotion gegen Churfürstliche Gnaden nicht zu violiren, da ich Hochdenenselben während der Arbeit die Posteriora zuzukehren bemüßiget, solche mit einem Schirm umgeben waren.

Der andere Halbkreis war für die Auditores mit

Sitzen und Verschlägen von denen Baumeistern versehen, und ganz vorne die Stallung kurfürstlicher Gnaden, des gesammten Hofes und der geladenen fremden Gäste, dergestalt, daß zu sothanem Feste über fünfhundert Fürsten, Grafen und Herren sich einfunden, der übrigen Anwesenden nicht zu gedenken, deren Zahl in die Tausende ging.

Was nun die aufzuführende Musicam selbst anbetrifft, so waren solche, wie ich schon obiter bemerkt, ein geistliches Oratorium, betitelt:

Der wüthende, aber mit Gottes Hülfe dennoch besiegte Holofernes, oder das befreiete Bethulia.

und waren die Textesworte dazu von dem gelehrten Bakkalaureo Matthäus Pflaumenkern gefertiget, die Musica aber das Werk meines geringen Ingenii. Daher will ich auch allhier die Meriten oder die Mängel sothanen Werkes nicht weiter berühren, sondern Alles dieses gehörig zu würdigen der gerechten Posterität anheim stellen, bemerke nur kürzlich, wie ich dabei die menschlichen Affekten treulich darzustellen und fleißig zu erregen nicht ermangelt habe, maßen in besagtem Opere die Fröhlichkeit mit der Furcht, die Angst mit der Hoffnung, und das Lamento mit dem höchsten Jubiliren ergötzlich abwechselt, auch jegliches Instrument das Seinige zu thun redlich erhalten.

Als nun der Tag Margarethä endlich herangekommen, auch kein Wölklein den heitern Himmel getrübet, habe ich mit christlicher Fassung mich Nachmittag um vier Uhr, als Alles gehörig bereitet, auf das Schaffot begeben. Wie ich nun die Tausende der Auditorium, meinen gnädigsten Herrn, die glänzenden Ordensketten, das flimmernde Geschmeide der stattlich geputzten Frauen und

Dirnen und das Gewimmel meiner Muſikanten vor mir geſehen, habe ich in mir ein nicht geringes Tremuliren verſpürt, ſonderlich da Aller Augen auf mich gerichtet, und es ſchier von Nöthen geweſen, hinten und vornen zugleich zu ſeyn, ordnete jedoch bald freudig meine Leute. Zunächſt dem Auditorio ſtanden auf Bänklein die Soloſänger und Sängerinnen, hinter dieſen die Andern, nachher die Geiger, Harfner, Zitherſpieler, Violen, Gamben und Baßgeigen, rechts die Zinkenirer, Hoboen, Schalmeien und Tſchakani, links die Storte, Dulziane, Hörner, Trompeten, Poſaunen und Buccinia, in der Mitte die Keſſelpaucken, Trommeln und Cymbeln und zu meiner Seiten der Serapion mit der Orgel, der Rapotzky und das Windmühlen-Fundamentum. In Finkenbüſchlein aber lagen die Karthaunen.

Als nun der Marſchalk das Zeichen zum Anfange gegeben, ertönte der Marſch der Aſſyrier, herzhaft, daß es eine Luſt war, nach deſſen Beendigung der Holofernes in einem gräulichen Recitativo denen Jüden Fluch und Hohn ſprach, die jedoch nicht faul, in einem trotzigen Choro hurtig darauf antworteten, welchen aber auch ihrerſeits die Aſſyrier an kriegeriſchen Schmäh- und Schimpfworten nichts ſchuldig verblieben. Nachdem hierauf der Achior von der Jüden Gelegenheit berichtet, und wie ſie ihrem Gotte vertraueten, welcher ſie nicht werde zu Schanden werden laſſen, wobei ſich die Dulziane rührend hören ließen, wurde demſelben ſothane üble Prophezeihung vom Holoferne auf das ſtrengſte verwieſen, auch derſelbe zum Lager heraus gebracht, und an einen Baum gebunden, wobei der Achior in einem Lamentoſo keine geringe Kunſt bewies, und womit der erſte Theil ſich geendiget.

Den zweiten eröffnete die Judith und ihre Magd Abra mit einem Duetto, in welchem sie die Jüden zum Glauben und zur Hoffnung ermahnten, wobei die Strohfideln und die Querpfeifen tapfer accompagnirten, dem der Chorus der Juden und die unterschiedlichen Solo's ihrer Hauptleute folgten. Nachdem nun die Judith dem Volke ihren Entschluß kund gethan, und zu muthiger Ausführung desselben den Segen der Priester empfangen, auch der Archior von dem Baume erlöset worden, trat hervor der Signore Scioppio, und spielte zu der Abschied-Aria der Judith das Largo gracioso mit der Geige hinten auf seinem Rücken, worüber kufürstliche Gnaden und das ganze Auditorium höchlichst verwundert, und womit der zweite Theil sich geendet.

Im dritten begab sich nunmehro die Judith mit ihrer Magd in das Lager der Assyrier, woselbst die muthwillige Soldateska allerlei Kurzweil trieb, welches durch Cymbeln, Spitzflöten, Serpente und Trommeln künstlich ausgedrückt worden.

Das Bankett des Holofernis hub nun an mit Zinken, Pauken und Trompeten, und wurde dabei kurfürstlicher Gnaden das Geburtstags-Vivat ausgebracht, welche dafür gnädiglich dankend mit dem Schweißtüchlein wedelte, worauf die Judith mit lieblichen Tönen das Herz des Holofernis berückte, auch die Abra in einem Solo sich hören ließ, wie vorher allhier noch niemals erfunden worden; und war besagte Sängerin eine Signora Bigazzi von Mailand, welche bei diesem Solo einen über die Maßen künstlichen Triller geschlagen, woran dieselbe am dritten Tage darnach selig verstorben.

Als nun auf solche Weise der Holofernes in unziemlicher Liebe entbrannt und voll des süßen Weines

worden, auch die Oberſten der Soldateska mit liederlichen Worten das Zelt des Holofernis verlaſſen, mit welchem die Judith hierauf allein verblieben, iſt zuerſt ein angenehmes Nocturnum von Hörnern, Mandolinen, Lauten, Harfen und Flöten erfolget, worauf die Judith endlich, nachdem die Inſtrumente dazu die nöthige Einladung getroffen, dem Holoferni den Kopf abgehauen, und hat beſagtes Haupt, ehe und bevor daſſelbe in den Sack geſteckt worden, eine pathetiſche Ariam geſungen, welche ſich angefangen:

Verruchte Hand, die mir
das Lebenslicht geraubt!

und welche Ariam der Studioſus Rümpler unter tapferer Begleitung des Rapotzky mit dermaßen vehementem Baſſe vorgetragen, daß ſich darob männiglich höchlichſt entſetzet, und davon die Windmühle einen Sprung bekommen, welche zu repariren fünf Gulden und ſechszehn Kreuzer gekoſtet.

Endlich hat der vierte Theil mit der Ankunft der Judith in Bethulia begonnen, allwo dieſelbe das Haupt des Holofernis herfür gelanget, und ſelbiges den erſtaunten Jüden gewieſen. Folgte darauf ein freudiger Chorus und ein luſtiges Märſchlein der Jüden in das Lager der Aſſyrier, wo unterdeſſen das Lamentiren über den Tod des Feldhauptmanns ausgebrochen. Wie jedoch nach künſtlich mit Tönen geſchildertem Schlachtgetümmel, und nachdem die Aſſyrier die Flucht ergriffen, das Ganze ſich mit einer erſtaunenswürdigen Doppelfuge ſchloß, wäre bald meine große Freude über das wohlgelungene Opus in Leid verkehret worden. Denn es befand ſich unter den Aſſyriern auch die hieſige loſe Schuljugend,

welche, als die Jüden den Sieg über sie davon getragen, und mit grimmiger Fuge auf sie eindrangen, zwar in ebenmäßiger Fuga antworteten, dabei aber dermaßen erbittert worden, daß selbige eine erkleckliche Quantität unreifes Obst und Erdschollen zu schleudern anfing, worüber kurfürstliche Gnaden zwar lachten, daß ihnen der Bauch wackelte und die Augen thränten, was aber doch zu keinem erfreulichen Ende geführt hätte, wenn nicht die grimmigsten Assyrier von den nächsten Instrumentalisten durch einige beträchtliche Kopfnüsse zur Ruhe verwiesen und zufrieden gestellt worden wären. Endigte daher Alles auf das Beste, und ward mir, außer der großen Ehre bei Hohen und Zunftgenossen, auch Tags nachher von kurfürstlichen Gnaden eine Ergötzlichkeit von einem Fäßlein Nierensteiner und ein Gratial von fünfzig Gulden verabreichet, lebte auch noch einige Tage mit den fremden Meistern in großer Herrlichkeit und Freundschaft, bis daß endlich Alle, außer der Signora Bigazzi, wohlbelohnt in Frieden zogen, von wannen sie gekommen waren.

Miscelle.

Als die Oper Isis zum erstemale vor dem König von Frankreich Ludwig XIV. aufgeführt wurde, war er darüber so vergnügt, daß er ein Decret ausfertigen ließ, nach welchem einem jeden Edelmann erlaubt wurde, in der Oper zu singen und eine Gage zu nehmen, ohne daß es seinem Stande zum Nachtheil gereichen sollte.

Digitized by Google

Musik und Dichtung.

In der grauesten Vorzeit schon und später, im Blüthenalter der Menschheit, zu Perikles, Aspasiens, Alcibiades Zeiten, umfaßte der allgemeine Ausdruck „Musik“ drei Kunstzweige: Töchter einer und derselben Mutter, alle drei göttlichen Ursprungs, alle gleich anmuthig, — jede mit dem gemeinsamen Muttergepräge ihren eigenthümlichen Reiz paarend, jede ihre eigene Bahn in eigenthümlicher Weise verfolgend: Tonkunst, Dichtung, Tanz (lebende Plastik).

Welche dieser drei Töchter mag die älteste gewesen seyn? Nachahmungstrieb, — wenn wir diesen Trieb so nennen dürfen, als Ausfluß jenes geheimnißvollen Räthsels, das uns vom Thiere scheidet, und auf die Gränze zwischen jenem und der Gottheit stellt, schuf die Sprache; mit dem Rhythmus der Sprache zugleich die Kunst der Töne, und die Versinnlichung unserer Gefühle durch lebende Bilder, welche später die Bildnerkunst, und wohl noch später die Malerei in's Leben riefen.

Schon der verewigte Herder entwickelte uns mit seiner genialen Tiefe höchst anschaulich, daß unsere Sprache, wenigstens in ihren ursprünglichen Elementen, lediglich eine Nachbildung von Naturlauten darstelle.

Dieſe Wahrheit iſt übrigens ſo einleuchtend, daß ſie kaum einiger Beiſpiele bedarf: der Donner brüllt, — der Quell rieſelt, — der Bach fließt, — das Lamm blökt, — die Woge brauſt, — der Tauber girrt, — der Käfer ſchwirrt, — die Winde wehen.

So walten alſo in unſerer Sprache ſelbſt ſchon Rhythmus, Melodie, Harmonie, Geſang. Es ſcheint daher nicht wohl zweifelhaft, daß die Poeſie die älteſte jener drei Schweſtern, der Töchter einer und derſelben Kunſtmutter ſei. Wollten wir dieß aber auch nicht gelten laſſen, ſo wären jedenfalls Dichtkunſt und Muſik (im engeren Sinne) Zwillingsſchweſtern: wo dem Gefühl, wo der Nachbildung das Wort fehlt, oder nicht genügt, greifen wir zu jenen Tönen, deren Geſammtheit die Muſik bildet, und umgekehrt gibt das Wort der Tondichtung ihre wahre Bedeutung. Dieſe beiden Kunſtſchweſtern erinnern gar einleuchtend an Plato's herrliches Bild des vom Himmel auf die Erde herabgeſtürzten Menſchen, deſſen im Sturz auseinandergeflogene beide Hälften ew'ge Sehnſucht wieder gegenſeitig zu einander zieht. Innigſt wird ſich in alle Ewigkeit das Reich der Töne nach der Dichtung, und die Poeſie nach ihrer Schweſter Tonkunſt ſehnen.

Welcher aber der beiden Schweſtern der Vorrang gebühre? Keiner; der ächte Componiſt dichtet in Tönen, der ächte Dichter componirt in Worten. — In alten Zeiten war der Dichter zugleich Sänger, der Sänger — Dichter; Homer, Heſiod, Pindar ꝛc. ꝛc. noch jetzt die italiſchen Improviſatoren, liefern die Beiſpiele. So viel iſt übrigens gewiß, daß da, wo jene beiden ſpäter getrennten Künſte wieder nach ihrem urſprünglichen Vereine ſtrebten, immer das Gedicht die Muſik hervorrief.

Dieſe Ordnung ſcheint auch darum die richtigſte, weil der Tondichter, auf dem unbegränzten Tonmeere dunkel-tiefer Empfindungen dahinwogend, des verſtändigen Wortes als Leitſtern bedarf.

Sollte nicht aber auch der Dichter durch Muſik zu einer beſtimmten Dichtung veranlaßt werden? Warum nicht? Schwierig möchte das Unternehmen, beſonders in größerem Umfang und höherer Bedeutung, aber wahrlich nicht unausführbar und jedenfalls höchſt verdienſtlich ſeyn. Man denke ſich Texte zu Haydn'ſcher und Mozart'ſcher Inſtrumentalmuſik, zur Ouverture des Don Juan, Figaro, Freiſchützen ꝛc. Der verſtorbene geniale Dichter Ludwig Robert machte einmal einen ſehr intereſſanten Verſuch dieſer Art, indem er den von ihm gedichteten Text zu einer von Felix Mendelſohn Bartholdy componirten Fuge mittheilte. Zu der beliebten Allemande von Caſorti, zum Fackeltanze aus Fauſt, zum Marſche aus Moſes, hat Th. v. Haupt Texte (Mainz bei Schotts Söhnen) geliefert. Möchten unſere Dichter jene Ideen im Großen beherzigen; ungezweifelt hoher Gewinn für die Zwillingsſchweſtern: Tonkunſt und Dichtung, würde das Ergebniß ſeyn.

Ueber Figaro's Hochzeit von Mozart.

Beaumarchais's Luſtſpiel: Figaro, machte grade auf allen Theatern die Runde. Der Kaiſer Joſeph beſtimmte Mozart, dieſem Stück, in eine welſche Oper umgewandelt, auch auf Welſchlands Bühnen durch ſeine Muſik Celebrität zu verſchaffen, und durch dieſe Veranlaſſung componirte Mozart ſie 1786 für die italieniſche Oper zu Wien, die auch dann nicht allein in Wien, ſondern auch an vielen andern Orten Glück machte.

Die Bewunderung für den Verfaſſer dieſer Oper ging ſo weit, daß Graf Johann Thun, ein großer Kenner der Muſik und der ſelbſt eine vortreffliche Kapelle unterhielt, ihn nach Prag einlud, und ihm, Wohnung, Koſt und alle Bequemlichkeiten in ſeinem Hauſe anbot. Mozart, zu ſehr über die Wirkung ſeiner Muſik auf die böhmiſche Nation erfreut, begierig, ein Volk mit ſolch einem Tonſinn kennen zu lernen, ergriff die Gelegenheit mit Freuden. Am Tage ſeiner Ankunft (im Februar 1787) wurde Figaro gegeben. Mozart erſchien darin, und als ſich der Ruf von ſeiner Anweſenheit im Parterre verbreitete, ſo applaudirte ihm das geſammte Publikum ſchon, als die Overture zu Ende ging.

Wüßte man auch beim Eintritt ins Schauspielhaus nicht, daß eine Opera buffa gegeben würde, so müßte man es doch an der Ouverture hören, die hier das ganz Stück charakterisirt. Der tändelnde Anfang ist überraschend; das Ganze ein Spiel der schönsten, muthwilligsten Laune. Man sieht darin den verschmitzten Figaro mit seinen Sprüngen und Wendungen, noch ehe sich der Vorhang öffnet. Alles wirbelt und paukt durch einander; die Gedanken drängen sich und geben das treuste Bild froher Laune.

Dieses Tändeln geschieht aber nicht auf Kosten der Gründlichkeit. Vielmehr wußte Mozart mit dieser Anmuth so viel Kraft zu verbinden, daß Kenner und Liebhaber vollkommen befriedigt werden. Die Finalen und Sextetten sind unnachahmlich und voll tönender Harmonie. Figaro hat besonders den Vorzug, daß die mehresten Scenen für den Gesang bearbeitet sind, was ihn an Terzetten, Duetten, Quartetten und Sextetten vorzüglich reich macht. Das Genie des Künstlers erhielt dadurch Gelegenheit, sich auszubreiten und dem Ganzen mehr Einheit und Bestimmtheit zu geben.

Unstreitig ist diese Oper classisch und das schönste Muster komischer Singspiele. In Ansehung ihrer Anlage, ihres Zusammenhangs, der Ausführung der Charaktere, scheint sie dem Don Juan weit vorzustehen. Das starke Personale bietet eine Menge verschiedener Charaktere dar, die richtig durchdacht und vom Hauptcharakter des Figaro bis zum episodischen Hannchen fein behandelt sind.

Figaro. — Leichtigkeit, Leben, Frohsinn mit Schlauheit gepaart, sind die Hauptzüge welche sich gleich in der ersten Aric, sowohl durch die Wahl der Takt- als Tonart und Instrumentation deutlich herausheben. Fi-

garo's Parthie hat gewöhnlich Tanz-Melodieen. So die Arie Nro. 3.: Se vuol ballare Signor Contino etc. — Selbst dem Verdruß wußte Mozart den Anstrich von Laune zu geben; der leichte Figaro satirisirt über sich selbst. Wie unendlich verschieden ist seine Eifersucht von jener des Grafen Almaviva! Wie gravitätisch zeigt sich dieser Spanier im Terzett, wo die Geigen in der Tiefe mit Pralltrillern anfangen und sich in demselben Verhältnisse hinaufwirbeln! Am schönsten ist er im Finale des zweiten Aktes und im großen Sextette des dritten behandelt.

In dem Richter Don Curzio hat Mozart seiner Satire ungezügelten Lauf gelassen. Unwissenheit bläht sich mit der Würde des anvertrauten Amtes, und sagt mit feierlichem Ernste — allgemein anerkannte Abgeschmacktheiten. Wie lachen erregend ist seine Arie aus D, und mit welcher Gravität, mit welchem Bombast von Instrumenten ist die Stelle aufgeführt: Sich zu rächen, welche Wollust für den Weisen ꝛc.! Und dabei sieht es im Accompagnement so confus aus, wie im Kopfe des dummstolzen Amtmannes. Menschen solcher Art blähen sich nirgends mehr, als wenn sie Gelegenheit finden, die Würde ihres Amtes, gestützt von ihrer Oberherrschaft, gegen Schwächere zu mißbrauchen, wie der Fall im Finale des zweiten Aktes ist, wo er als Maschine des Grafen mit diesem auftritt und dummblähend sein Amt verwaltet. Es ist der vorletzte Satz, wo das Finale in Es modulirt, in welchem Mozart die Gravität dieser erlauchten, wohlweisen Gerichtsperson persiflirt. Die ernste Tonart ist komisch behandelt, und die Melodie, in ungleicher Bewegung fortrückend, gibt ein groteskes Bild lächerlicher Amtswürde.

Basilio's niederträchtiger, kriechender Charakter lie-

fert ein bedeutungsvolles Gegenstück zu dem vorhergehenden. Eben so abgeschmackt, wie jener, aber kriechend, geschmeidig, weil er nicht das Ansehen des Erstern hat, macht er den Liebediener von dem Grafen, den Kuppler, und verschießt seine Bolzen. In seiner Arie im dritten Akte, in den Jahren, wo die Stimme der Vernunft vergebens spricht, liegt der ganze Kubus seines Charakters: Feigheit, Schmeichelei und Arroganz. Die abgestoßenen Violinnoten des Accompagnements benehmen dem kühnen Gang der Melodie alle Kraft und scheinen die Worte Lügen zu strafen.

Der Page Cherubino ist eines der schönsten Gemälde in der Gallerie unsers Raphaels. Welches Schmachten, welche Sehnsucht! Und wie verschmilzt der zum Jüngling heranreifende Knabe zwischen Mann und Weib! Seine Melodieen führen einen sonderbaren Charakter. Es athmet in ihnen die emporkeimende Kraft des Jünglings, von jungfräulicher Schamhaftigkeit gebunden. Der Knabe fühlt, lernt seine Bestimmung — in der Schule lüsterner Weiber — kennen; seine Erfahrungen sind seinem Alter vorgerückt, wollüstige Gluth hat sein Herz entzündet, und noch kann er sie nicht stillen. Er wünscht der Zeit Flügel, um Alles genießen zu können, was er, aus dem bereits Erfahrenen, ahnet. Wie ist Alles dieß gemalt in der schmachtenden Arie: Voi che sapete che cosa è amor!

Der Charakter der Gräfin, wie schön ist er behandelt! — Betrogene Hoffnungen, Kummer, freudenleere Tage, getrübt von der Eifersucht eines Mannes, der sie mit Liebe täuschte, und — betrog! Wie schön wußte Mozart den Ausbruch dieser Gefühle in dem edlen

Charakter zum Theilnehmen erweckenden, erhabenem Dulden zu verwandeln! Wie edel und mit welcher Delikateſſe iſt dieſe Parthie behandelt in der erſten Arie des zweiten Aktes! Selbſt durch die lärmenden Finale, wenn der Strudel verworrener Gefühle Alles mit ſich fortreißt, bleibt er ſich gleich, durch die ganze Oper gut gehalten; ſelbſt bei der verfänglichen Situation, wo ſie zum Abenteuer willigt, mit welchem die Treue der Männer probirt werden ſoll, entſchließt ſie ſich nur ſchwer, und man fühlt, wie viel Ueberwindung ihr dieſer Entſchluß koſtet. Unter allen weiblichen Charakteren, die Mozart zeichnete, iſt dieſes der vollendetſte und edelſte.

Suſanna, das verſchmitzte Kammermädchen, eine Zerline im Umgange mit der Welt, mit ihren Fehlern und Schönheiten bekannter, weiß ihren Mutterwitz beſſer zu brauchen, und handelt mit mehr Unbefangenheit; der Schleier erborgter Unſchuld iſt durchſichtiger, als bei jener. Das Duett mit Marzelline im erſten Akte, wo ſich die eben ſo treffend gemalte Haushälterin mit ihr zankt, und die Beiden einander ziemlich plebej — doch aus der Natur ſolcher Geſchöpfe gegriffen — perſifliren und mit ſteigender Galle auslachen, liefert die deutlichſte Ueberſicht beider Charaktere.

Hannchen iſt das weibliche Gegenſtück des Cherubino, und, wenn ſchon, als Gegenſtück, in ſchwächeres Licht geſtellt, dennoch verhältnißmäßig ausgeführt. Ihre kleine Ariette, womit der vierte Akt beginnt, paßt in der Wahl der Tonart und des Zeitmaaßes völlig zu jener, jungen Mädchen in gewiſſen Jahren, ehe ſie zur Liebe völlig erwachen, charakteriſtiſch eigenen, ängſtlichen Bedächtlichkeit. Und wie artig wußte Mozart das Suchen an der Erde zu malen: „L'ho perduta — me meschina!“ —

Die Melodie kriecht nur unmerklich vorwärts, wiederholt sich, faßt die kaum gehörte Notenfigur wieder auf, wie Einer, der Etwas sucht, und immer wieder auf den Platz sieht, den seine Augen kaum verlassen haben, als müsse er es da und nirgend wo anders finden. Nur bei der Stelle, wo ihr einfällt, was der Graf, was der Pathe darüber sagen werde, erschrickt sie; die Noten werden geschwinder, die Melodie drängt sich im Verhältniß mit dem Vorhergehenden bei den Worten: „e il Signor!“ Aber sie findet nicht, was sie sucht, fällt in ihre vorige Trostlosigkeit zurück, und schließt ihre Ariette so traurig, bedächtlich nnd schleppend, als sie begann.

Ueberhaupt verdient diese Oper wegen der glücklich behandelten Nüancirung ihrer Charaktere, deren fast jeder sein Seitenstück darin findet, vorzüglich studiert zu werden. Man halte z. B. Don Curzio und Basilio, Susanne und die ältere Marzelline, Cherubino und Hannchen, die Schilderung der Eifersucht des Grafen und Figaro's gegen einander — welche herrlich nüancirte Farbengebung im Verhältnisse zum Ganzen!

Italienische Componisten begnügen sich gewöhnlich damit, bei ihrer Opera buffa dem leichten plappernden Gesang ein eben so gehaltloses einzelnes Accompagnement unterzulegen. Betrachtet man dagegen die Volltönigkeit der Instrumentation, den schön geregelten Contrapunkt, der den Quartetten und Sextetten hier zum Grunde liegt, die unüberzählbare Menge komischer Gedanken und Malereien, und dabei die ganz einfache sangbare Melodie, so tändelnd, anschmiegend, so leicht zum Nachsingen — aller Wust italienischer Buffonaden sinkt in sein altes, längst verdientes Nichts. Hier ist keine Wiederholung, keine ekelhafte Monotonie, sondern Alles

athmet hesperische Fülle und Neuheit; Blüthe drängt sich an Blüthe; wohin man blickt, lachen Jugend und Frühlingsheiterkeit aus dem schönfarbigen Bilde.

Miscellen.

Ludwig van Beethoven wurde am 29. März 1827 beerdigt. An seiner Grabstätte in dem Friedhofe zu Mähring, nächst Wien, erklangen zu seinen eigenen Melodieen im feierlichen Chore folgende passende Worte von Frau Grillparzer:

„Du, dem nie im Leben Ruhstatt ward, und Heerd und Haus,
Ruhe nun im stillen Grabe, nun im Tode aus!
Und wenn Freundes Klage reicht übers Grab hinaus,
Horch' eig'nen Sang's süßem Klang', halb erwacht im stillen Haus!"

Wilhelm Friedemann Bach übersandte einstmals dem Musikdirektor Forkel die chromatische Phantasie und Fuge, eine außerordentliche kunstreiche Arbeit von Sebastian Bach. Einer seiner Freunde, der gern Knittelverse machte, schrieb auf ein beigelegtes Blatt:

Anbei kommt an
Etwas Musik von Sebastian,
Sonst genannt: Fantasia chromatica:
Bleibt schön in alle Saecula.

Digitized by Google

Eine Volksdichtung.

Von Karl Maria v. Weber.

(Aeußerst gemüthlich ist unsers verewigten Webers Uebertragung des lieblichen venetianischen Schifferliedchens: „Non far la smorfiosa" im Volksdialekte.)

Jetzt sei nit so sprödig,
Lisette, mi Schatz,
I bin ja so büllig
Und will nur en Schmaz.
Was Teufel, was machst denn,
Du schaust mi nit an?
Ahi, ahi,
I geschlagener Mann!

O Hitze, o Schmerze,
O Feuer, o Brand,
O tröste mein Herze,
Und reich mir dei Hand!
Nein, solchen Spektakel
Ertrag' i nit mehr;
Ahi, ahi,
I lieb' dich zu sehr!

Ein einziges Schmazerl
Vo dir will i habn,
Drum gib mir dei Tazerl,
Sonst kannst mi begrabn!
Jetzt sei nit so gremli!
Du siehst, wie i rehr, —
Ahi, ahi,
Gib's Göscherl doch her!

Aphorismen.

Wie schön die ist Vereinigung von Tonkunst und Poesie! Warum trennt man in unserer Zeit dieß holde Schwesternpaar, das ehedem in einer Wiege lag? Warum haben jetzt die Dichter ihren Schmuck, die Leier, durch deren Klänge Orpheus, Alcäus und Sappho ihre Lieder beseelten, abgelegt, und warum zittern nicht ihre Worte mit den bald lächelnden, bald weinenden Harmonieen zum herzbewegenden Einklang zusammen? — Und warum beleben unsere Musiker nur fremde Sprachen mit ihrem Akkompagnements? Warum singen sie nicht selber, wie sie fühlen, warum findet nicht ihr eignes Herz den passendsten Text zu ihren Melodieen? Meines Erachtens würde der der größte Dichter oder Musiker seyn, der beides zugleich wäre; er würde das Lieblichste

erzeugen, wenn ihm in Stunden der Begeisterung die beiden Sprachen des Herzens, Musik und Dichtkunst in Oden und Harfenspiel zugleich entschwebten.

Ein Choral muß nicht abgebrochen und holprig, sondern so zusammenhängend und in einanderfließend als möglich vorgetragen werden; er soll dahingleiten, wie ein ruhiger Strom, aber darf nicht hüpfen und springen, wie ein muthwillig tändelnder Bach. Und was die Zwischenspiele anbelangt, so kann ein Organist in ihnen seine größte Kunst zeigen, wenn er den Vorsatz, seine Kunst in ihnen nicht zu zeigen, hat. Denn an ihnen scheitern oft selbst große Orgelspieler, die sie als Zwischenräume betrachten, in denen sie mit ihrer Fertigkeit brilliren können. Auffallend ist's, daß sogar Neuere noch hierin gefehlt haben. Nein, es ist ja widersinnig, die langsamen, feierlichen Melodieen plötzlich mit solchen Hokus-Pokus-Sprüngen zu unterbrechen, und so stückweise den Eindruck jeder Zeile zu zerstören. Es ist dieß gerade eben so toll, als wenn ein Mensch während des Gehens allemal erst drei langsame Schritte, und dann drei schnelle machen, bald bedächtig wandeln, bald wie rasend galopiren wollte. — Nach Johannes Paulus Ansicht wären nur wenige Töne hinreichend, jene Ruhepunkte auszufüllen, und lange Läufer und Coloraturen scheinen mir ein Gräuel, wodurch die Würde und Einfachheit des Chorals gänzlich zerstört wird.

Der durchlauchtige Contrabaß.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Merseburg eine so leidenschaftliche Liebhaberei für Contrabässe, daß sämmtliche Wände eines großen Saals seines Schlosses zu Merseburg ganz damit behängt waren. Eine ungeheure Baßgeige in der Mitte des Saals reichte bis an die Decke; um sie zu spielen, mußte man eine Leiter von vielen Sprossen hinaufsteigen.

Viele Fremde sprachen bei dem sehr herablassenden und gastfreien Herzog ein; Alle aber mußten sich auf dem Contrabasse etwas von ihm vorspielen lassen, und sich darüber entzückt zeigen. Auf jeder Reise, selbst auf jedem Spaziergange begleitete ihn einer seiner Contrabässe, „die Favorite" genannt, um dann und wann ein Stück darauf zu spielen, oder auch nur anzustreichen. Ja, der Herzog soll diese Favorite sogar in seinen Kirchenstuhl mitgenommen und unter der Predigt gestrichen haben. Außerdem fand dieser fürstliche Contrabassist an gar nichts, selbst nicht einmal an seiner jungen Gemahlin, einer höchst reizenden und liebenswürdigen Prinzessin von Nassau-Idstein, Vergnügen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt des zehnten Bändchens.

	Seite
1) Franz Schubert	1—8
2) Aus Göthes und Zelters Briefwechsel (Fortsetzung)	9—21
3) Der Pudelmütze sechsundzwanzigstes Geburtsfest, von C. Weisflog	22—53
4) Pierre Rhode	54—59
5) Bethovens A-dur-Symphonie, von C. Ortlepp .	60—68
6) Mozart mit Shakespeare verglichen . . .	69—73
7) Anekdoten	73
8) Künstlerabenteuer	74—96
9) Miscellen	96
10) Ein Schreiben aus Wien über Liszt . . .	97—105
11) Anekdoten	105
12) Der wüthende Holofernes, von C. Weisflog .	106—114
13) Musik und Dichtung	115—117
14) Ueber Figaros Hochzeit, von Mozart . . .	118—125
15) Miscellen und kleinere Piecen	124—128